



Die *Karawane*

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



ROMA CAPUT MUNDI

Bild auf der Titelseite:
Ausschnitt aus einem Photo des Modells des antiken Rom
(Kolosseum - Foren - Capitol - Palatin), Museo della Civiltà Romana

DIE KARAWANE

Heft 2 — 1962/63

ROMA
caput mundi



Herausgegeben
im Verlag „Die Karawane“ mit Unterstützung des
BURO FÜR LÄNDER- UND VOLKERKUNDE

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Prof. Dr. Friedrich Seebass	
Roma caput mundi	3
Prof. Dr. Siegfried Lauffer	
Rom und die Etrusker	14
Dr. Vera Friederike Hell	
Rom und die Hochrenaissance	25
P. Anton Fink S. J.	
St. Peter	34
Dr. Berthold Stahl	
Römische Paläste — Römische Brunnen	41
Heinrich Schickhardt	
Beschreibung einer Raifß	49

ROMA - caput mundi

I. Ab urbe condita.

Die Anfänge Roms und die Zeit seiner Entstehung sind in Dunkel gehüllt. Zwar geben Marcus Terentius Varro (gest. 27 v. Chr.) und nach ihm Livius — man möchte fast sagen — Tag und Stunde für die Geburt der Stadt an; ihre Angaben gründen sich aber auf sagenhafte Ausschmückungen des vierten und späterer Jahrhunderte. Diesen zufolge sollen zwei Halbgötter das Werk über Nacht vollführt haben, und nach vollbrachter Tat erschlug der eine den anderen. Unerlässlich war dabei die Nennung von zu späteren Gottheiten gehörigen Tieren, u. a. die Wölfin des Mars und — bevor die erste gemeinsame Maueranlage getätigt wurde — die Gänse der Juno. Die Parallelen zu Sargon I., dem Begründer der semitischen Großmacht in Babylon, zu Moses, zu dem Perser Kyrus, zu dem thebanischen Sagenkreis, wohl auch zu anderen frühalttestamentlichen Bildern sind so offensichtlich, daß sie den Wunsch der Römer der ersten Republik erkennen lassen, das Dunkel der Stadtentstehung mit apotheotischem Glanz zu erhellen.

Klar ersichtlich sind für einst wie heute die topographischen Verhältnisse und im Zusammenhang damit die geographischen Gegebenheiten für die Stadtsiedlung. Sie waren für eine Stadtanlage durchaus günstig, aber nur im Rahmen einer kleingekammerten Landschaft. Kein Haruspex oder Augur hätte je aus den Eingeweiden der Opfertiere oder aus dem Vogelflug weissagen können, daß sich unter den unzähligen Stammes- und Stadtstaaten des Mittelmeerraumes mit einer ganz anderen, weitaus günstigeren Lage einmal aus diesem engen Raum der Vorort des bedeutendsten Weltreiches der Antike entwickeln würde. — Das Einbruchsbecken der Campagna, das mit vulkanischen Schichten, im wesentlichen mit mehr oder weniger lockeren Tuffschichten bedeckt und von Vulkanbergen umgürtet ist, bildet, wie alle vulkanischen Lockerböden auf der Erde, eine natürlich-fruchtbare Landschaft, die gute Erträge abwerfen kann, wenn Menschenhand unablässlich wirksam ist. An der Nordseite dieser eng umgrenzten, gut überschaubaren Landschaft mündet der längste Strom der eigentlichen Apenninhalbinsel, der Tiber, ein, der infolge seiner breiten, versumpften Talaue im Unterlauf eine mehr trennende als bindende Linie bildete. In der Ebene fließt er träge, in einem breiten

Bett pendelnd, dahin und akkumuliert je nach den jahreszeitlichen Wassermengen den mitgeführten Schlamm und Sand. An der Mündung in das Tyrrhenische Meer baut er sein Delta immer weiter ins Meer hinaus und verschiebt damit im Verein mit dem kräftigen, südwärts gerichteten Sandstrom der Küstenversetzung die Küstenlinie meerwärts. Zur Gründungszeit lag diese über eine Meile landeinwärts. Noch in der Kaiserzeit war der Tiber segelbar, wenn auch nur für flach gehende, schmalere Schiffe. — Da wo der Fluß in die Campagna eintritt, erheben sich die letzten höheren Ausläufer des Tuffplateaus, drei aus der Gesteinsdecke herausgeschnittene Hügel, der Mons Capitolinus, M. Palatinus und M. Aventinus, und vier Spornausläufer der Hochfläche, der Collis Quirinalis, C. Viminalis, Caelius und der Collis Esquilinus mit seinen beiden Erhebungen, dem M. Cispius und M. Oppius. Der Höhenunterschied zwischen den Hügeln und der Tiberniederung betrug zur Gründungszeit im 6. Jahrhundert etwa 40 m. Wenn die Reliefenergie heute geringer ist, so beruht dies vor allem darauf, daß die tiefer gelegenen Plätze durch stehengebliebene Ruineteile und durch Bauschutt erhöht wurden, auf denen man nach Zerstörungen, Feuerbrünsten, vor allem aber auch nach Erdbeben und Erdrutschen immer wieder neue Stadtteile aufbaute. Hier teilte eine schmale Insel, die Insula Tiberina, den Fluß in zwei Arme und bot dem Menschen eine erste Übergangsstelle, vom Meer her gesehen, dessen Küste etwa 20 km Luftlinie entfernt lag. Dasselbst wurde vermutlich schon in früher Zeit eine Holzbrücke angelegt, wohl an der Stelle, wo die Schiffbarkeit aufhörte, und hier, an der linken Seite des Flusses, dürfte der älteste Tiberhafen gelegen haben, in dem etruskische, griechische und karthagische Schiffe verankert lagen und ihre Waren an Latiner, Sabiner und Etrusker absetzten, wobei Salz und Ackerbauprodukte gegen Tongefäße und Gebrauchsartikel getauscht wurden. Hier trafen aus allen Himmelsrichtungen alte Karrenwege zusammen, die Via salaria, auf der schon in vorgeschichtlicher Zeit Salz von den Lagunen an der Tibermündung transportiert wurde. Sie führte die Tiberfurche aufwärts in das umbrische Gebiet und bis zum toskanischen Apennin. Ein Weg kam aus Nordwesten, die spätere Via Cassia, eine Straße von Tibur (Tivoli), die Via Latina kam von den Albanerbergen, von SW führte ein Weg von Ardea auf den Tiber zu und vom Meere her traf die später mit Via Aurelia bezeichnete Straße ein. Ob wirklich eine Art Fernstraße vom Gebiet der Etrusker nach Magna Graecia vorhanden war, ist nicht nachzuweisen — der Haupt-

warenaustausch zwischen diesen Ländern dürfte sich über See vollzogen haben. Der Platz an der Flußübergangsstelle hatte demnach eine lokale Markt-, Handels- und Verkehrslage, war Umschlagsort für den Land-Seeverkehr, besaß eine ausgezeichnete Schutzlage zwischen den Hügeln und eine wichtige Verbindungslage zwischen dem Etruskerreich nördlich und den Latinern südlich des Tibers; die häufig betonte Lage etwa in der Mitte der Apenninhalbinsel spielte allerdings dabei zunächst nicht die geringste Rolle und war auch späterhin nicht entscheidend. Was aber fehlte, war ein ebener Raum für den Stadtkern und für die Anlage von Marktbuden. Die erste Etappe für eine Zusammenfassung der sieben Gauburgen der Latiner zu einem geschlossenen Wohnraum mußte die Trockenlegung und Entseuchung dieses Tibertalstückes bilden. Es ist kaum anzuzweifeln, daß die ersten Entwässerungskanäle von Etruskern angelegt wurden, die in den Drainierungskünsten sehr bewandert waren. So entstanden die bindenden Zwischenstücke, unter anderem der Raum für das Forum Romanum, für den Ochsenmarkt (Forum Boarium) und den Gemüsemarkt (Forum Holitorium). Die topographischen Gegebenheiten erschwerten jedoch eine praktische Stadtplanung. Das Auf und Ab der sieben Hügel gestattete keine Anlage eines zügigen Straßensystems und die drainierten Plätze im Tibertal litten nach wie vor unter Überschwemmungen von oft beträchtlichem Ausmaß. Der Stadt fehlte so ein günstiger Straßenmittelpunkt und damit vor allem auch ein guter Ausgangspunkt nach allen Seiten zu Verteidigungsanlagen. Die Stadtanlage konnte daher keinen geschlossenen Festungscharakter erhalten, nur eine einfache Umfriedung des Gesamttraumes als Symbol der Zusammengehörigkeit war das Gegebene. Das sollte sich katastrophal bei dem Galliereinbruch zu Beginn des vierten vorchristlichen Jahrhunderts auswirken. Die Stadt bot den Horden von Brennus keinen größeren Widerstand, und nur die wirklich ausgebaute Feste, der Capitolsberg, konnte sich halten. Nach diesen Erfahrungen ging man daran, den Stadtraum mit einer hohen Mauer zu versehen, der sogenannten Servianischen Mauer (also eine fälschliche Bezeichnung), die noch heute im Stadtweichbild zu erkennen ist und die sieben Hügel mit ihren Bindegliedern umfaßte. Der Mauerbau war eine Meisterleistung bei den geschilderten Terrainschwierigkeiten und bei den erheblichen Schwierigkeiten z. B. für die Durchlaßanlagen der Kloaken wie der Aquädukte. Zu dieser Zeit war ein geregelter Schiffsverkehr bis zur Tiberinsel sehr erschwert. Ein neuer Hafen mußte an die damalige Küste vorverlegt werden, nachdem Mitte des

4. Jahrhunderts bereits ein Castrum an der damaligen Tiber-
mündung aufgebaut war. So entstand im Schutze dieses
Castrums an der Tibermündung Ostia, das sich schnell zu
einer bedeutenden Hafenstadt entwickelte und zu Sullas Zei-
ten über 100 000 Einwohner gezählt haben dürfte. Freilich
mußte infolge der weiter anhaltenden Verlandung der Hafen
mehrfach umgebaut und der Fluß begradigt werden. (Heute
liegt Ostia scavi 5 km landeinwärts.) Unter Claudius wurde
ein neuer Hafen angelegt, der 55 nach Chr. von Nero einge-
weiht wurde: Portus Romae, 4 km nordwestlich von Ostia.
Trajanus ließ daselbst ein großartiges sechsseitiges Hafenbecken
anlegen, das nunmehr etwa 4 km von der heutigen Küstenlinie
entfernt liegt und noch als kleiner Binnensee — Lago Traiano
— erhalten ist. Trajan ließ auch den Tiberlauf abkürzen und
einen Kanal ziehen, der später weiter westwärts gezogen
wurde. An seiner Mündung liegt der heutige Hafen Roms,
Fiumicino, der weit hinter der Bedeutung des alten Ostias
steht.

Fraglos boten die oben geschilderten geographischen Gegeben-
heiten gute Möglichkeit für eine Stadtanlage und Voraus-
setzung für ein Aufblühen derselben — aber auch nicht mehr.
Die einzigartige Entwicklung und Gestaltung zur beherrschenden
Weltstadt ist das Verdienst des Römers selbst, ist Ausdruck
seiner Wesensart.

Drei große Einwanderungswellen lassen sich geschichtlich im
letzten Jahrtausend vor der Zeitrechnung nach Mittel- und
Süditalien feststellen, die indogermanisch-italische als die erste
Welle, die etruskische und zuletzt die in Einzelvorstößen vor-
sichgehende griechische Einwanderung. Sie nehmen Gebiete ein,
die von primitiven Volksstämmen dünn besiedelt waren, von
denen wir wenig Kunde haben. Die Etrusker setzen sich im
Nordapennin vom Poebenenrand bis zum Tiber fest. Woher
und welchen Weg sie kamen, ist nicht geklärt, ebensowenig
ihre Sprache. Schon vor ihrer Einwanderung hatten sie Be-
rührung mit der vorderasiatischen und griechischen Kultur —
sie betrieben eine gut entwickelte Ackerbaukultur, waren kun-
dige Bergleute und Metallarbeiter, waren in der Schiffsbau-
kunst bewandert und gute Seefahrer (weshalb die Vermutung
nahe liegt, daß sie wie die Griechen über See kamen) und be-
saßen einen Stamm geschickter Handwerker und Kunst-
schmiede. Ihr Volksname „Tusker“ wurde auf die von ihnen
eingenommene Landschaft „Etrurien“ übertragen. Die Griechen
nannten sie Tyrrhener, wonach das Tyrrhenische Meer seinen
Namen trägt. Ihr Herrschaftsbereich wurde im Laufe des 8.

Jahrhunderts konsolidiert, und von dieser Zeit beginnen weitere Expansionsbestrebungen. Die griechische Einwanderung erfaßte die Küstengebiete von Unteritalien und Sizilien, wo sie ihre bekannten Stadtstaaten anlegten. Beide Völkerschaften waren den aus Mitteleuropa eingewanderten indogermanischen Stämmen, den Italikern, kulturell weit überlegen. Diese drangen mit Beginn der Bronzezeit etwa von Norden ein, gelangten in die Poebene und erreichten Mittel- und Unteritalien vor den Etruskern und Griechen; von diesen wurden sie teilweise abgedrängt, bzw. beherrscht, wie die Phalisker in Südetrurien. Die Italiker schieden sich in zwei Sprachgruppen, die latinisch-phalistische und die oskisch-umbrische. Nach dem Fundort bei Bologna bezeichnet man ihre Kultur als Villanovakultur. Ihre Siedlungen waren auf leicht zu verteidigenden Felsnasen und Hügeln angelegt. Sie waren in Familien- und Gauverbände aufgliedert, die in Stämmen vereinigt waren, und bildeten ein Hirten- und Bauernvolk, ohne eine deutlich erkennbare soziale Schichtung. Mit der Mittelmeerkultur hatten sie zu dieser Zeit keinerlei Beziehung und tragen daher ausgesprochen kontinentale Züge. Ihre religiösen Vorstellungen setzten sich aus Ahnenkultanbetung der Geister der Vorfahren und primitiver Naturreligion zusammen. Man opferte den Naturmächten, ohne diesen eine konkrete Gestalt als personifizierten Gottheiten zu geben. Die latinische Gruppe dieser Italiker, zahlenmäßig keineswegs so bedeutend, suchte sich ihre Weideplätze zwischen dem Tiber und den Albanerbergen. Wie weit sie daselbst ganz unter etruskische Herrschaft kamen, ist nicht klar ersichtlich — zeitweise wurden sie aber von Etruskern beherrscht und von deren Kultur durchdrungen, ohne dabei sich selbst aufzugeben. Im Gegenteil, die Latiner konnten aus einer urwüchsigen Kraft schöpfen und wie kaum ein anderes Volk ein starkes Aufsaugungsvermögen entwickeln.

Wann die Latiner ihre Rundhütten auf den Hügeln aufbauten, läßt sich nicht genau feststellen. Als erwiesen kann angesehen werden, daß zuerst der Mons Palatinus besiedelt wurde — er war für eine Gauburganlage am geeignetsten mit seinen steilen Abfällen und einem breiten Plateau auf der Höhe. Sicherlich war die Campagna vor dem Einwandern der Etrusker von den Latinern in Besitz genommen, und insoweit können wir der Jahreszahl 753 zustimmen, wenn man damit andeuten will, daß zu diesem Zeitpunkt alle sieben Hügel besiedelt waren. Neuere Grabungen vor dem Palatinus am Forum Romanum haben einen Begräbnisplatz zu Tage gefördert, dessen Anlage auf eine Zeit vor dem 8. Jahrhundert zurückgeht. Man fand

sowohl beigesetzte wie verbrannte Gebeine, was man dahin deuten könnte, daß zwei Völker in diesem Raume wohnten — vielleicht Sabiner und Latiner —, die im Laufe der Zeit ineinander aufgingen. Im 6. Jahrhundert erfolgt die Zusammenfassung der Siedlungen zu einem Stadtbild; zweifelsohne waren es etruskische Herren, die die Bauern- und Hirtensiedlungen zu einem Bezirk vereinten. Numa Pompilius wird als Begründer der religiösen Ordnung und des kultischen Dienstes genannt, Tarquinius Priscus schreibt man die Erbauung des Jupitertempels auf dem Kapitol zu. Er schmückte den Tempel mit Terrakottastatuen aus der nächst gelegenen etruskischen Stadt, Veji.

Mit dem Rückgang der etruskischen Machtstellung, die mit der Niederlage in der Seeschlacht gegen Cumae-Syrakus 474 begann, konnten sich die Römer aus der etruskischen Herrschaft lösen, ja, gegen die Etrusker Front machen und zugleich die latinischen Kleinstaaten um sich sammeln. Das Jahr, in dem in Rom die Republik ausgerufen wurde, ist nicht festzulegen, es geschah aber noch zu Beginn des 5. vorchristlichen Jahrhunderts. Drei Volksklassen hatten sich herausgebildet: der großgrundbesitzende Adel, die Patrizier, die Klienten, die von den Patriziern abhängig waren, aber ihren Schutz genossen und als halbfreie Bauern bezeichnet werden können, und die Plebejer, nicht adlige, aber freie Stadt- und Landbewohner, die etwa dem griechischen Demos vergleichbar waren. Trotzdem sie Freie waren, waren sie fast noch mehr als die Klienten von den Patriziern abhängig, denn nur Patrizier konnten Mitglieder des Senats werden, dessen 300 — später 600 köpfiger Rat die herrschende Gewalt besaß, und nur Senatsmitglieder konnten zu Konsuln gewählt werden. Es gab keine geschriebenen Gesetze; die Rechtsregeln wurden durch mündliche Tradition weitervererbt, und kein Plebejer konnte kontrollieren, ob ihm Recht zuteil wurde. Das änderte sich erst, nachdem die wichtigsten Gesetze schriftlich in den 12 Gesetzestafeln niedergelegt wurden. Nur langsam konnten sich die Plebejer das Recht erkämpfen, bis zur Konsulatswürde aufzusteigen. Ein Gesetz des Jahres 366 (*leges Liciniae Sextiae*) bestimmte, daß jeweils ein Plebejer Konsul sein sollte, und um das Jahr 300 waren alle Würden — auch die eines obersten Priesters (*lex Ogulnia*) den Plebejern zugänglich gemacht.

Von Anfang an treten in der römischen Republik zwei Eigenschaften der Römer zu Tage: Ein großartiges Organisations-talent und ein ausgeprägtes Rechtsempfinden. Diese beiden Eigenschaften sind richtunggebend in der ersten Republik.



Der Apoll von Veji (Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr.)
Museo Nazionale di Villa Giulia-Rom

Die Centurieneinteilung war so hervorragend durchdacht und ausgebaut, daß sie jederzeit wieder angewendet werden könnte. Als es sich als notwendig erwies, stellte man daneben eine *tribus* — Einteilung der Volksversammlung. Es war ein geniales Kunststück, diese beiden, von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehenden Einrichtungen unter einen Hut zu bringen und zu intensivieren *sub specie* des gemeinen Staatswohles. Das konnte nur ein Römer fertigbringen.

Mit der ersten Konsolidierung der Stadt-Republik wird der Wunsch nach Machterweiterung lebendig — ein zielstrebiges Aufsammeln erst der latinischen, dann der anderen italischen Stammesstaaten beginnt, was unter schweren Kämpfen und großen Opfern vor sich geht. Ohne ein bewußtes römisches Volksheer, das um seiner selbst willen kämpfte, in dem ein jeder sich seiner Aufgabe und seiner Stellung bewußt war, ist das nicht denkbar. Jede neue Angliederung an Roms Machtbereich brachte neues Land mit sich und neue Bundesverwandte, die Heeresdienst unter Rom zu leisten hatten. Rom verstand es, einen hohen Preis auszusetzen, dem ein jeder nachzujagen versuchte, sobald er mit der Macht Roms in Berührung gekommen war: Das römische Bürgerrecht. Es ist ge-

radezu köstlich zu beobachten, wie wählerisch und sparsam Rom mit der Verleihung dieser Würde umging und das schon, als Rom noch ein kleines Staatsgebilde war. Durch Jahrhunderte sollten die Bewohner römischer Provinzen um Erteilung des Bürgerrechtes kämpfen — die Verleihung desselben galt als höchstes Geschenk — wann ist je in der Weltgeschichte von einfachen Gefolgsleuten ein stolzeres Wort ausgesprochen worden als das: „Cives Romanus sum“?

Um 340 gehörte ganz Latium zur römischen Herrschaft, um 280 dehnt sich seine Herrschaft vom Arno und Rubicon im Norden bis an die Südgrenze von Samnium und Campanien aus. Von Rom strahlen Heereswege aus, die dem gesamten Straßenbau des Abendlandes als Vorbild dienen sollten, unter ihnen die Königin aller Straßen: Die Via Appia, die um 312 Rom mit Capua verband und später bis Brundisium weitergeführt wurde. Man muß die Frage aufwerfen, wie der Römer so schnell eine Einigung erzielen konnte. Die durch harte Kriege neu erworbenen Bundesgenossen konnten nach menschlichem Ermessen doch keineswegs eitel Freunde dieser römischen Herren sein. Auch sie waren aus zähem, italischem Holz geschnitzt und besaßen einen angeborenen Freiheitssinn. Der größte und gefährlichste Gegenspieler Roms, Hannibal, hatte mit einem inneren Gegensatz der römischen Bundesgenossen zu Rom gerechnet. Nach seinen Siegen auf römischem Boden — Trebia, Trasimenischer See, Cannae — gab er alle römischen Bundesgenossen ohne Lösegeld frei, in der Hoffnung, daß diese von Rom abfallen würden. Nur die römischen Mitbürger nahm er in Gefangenschaft und Sklaverei. Rom aber war moralisch stärker. Nach einem siegreichen Krieg stellte es für die künftigen Bundesgenossen Verträge aus und erließ Bestimmungen, die auch den neuen Bundesgenossen Rechnung trugen, und setzte diese höher als einen unmittelbaren Vorteil, eine Haltung, die dem juristischen Denken des Römers und seiner formalistischen Begabung entsprach. Letzten Endes vertraute man dieser Haltung, nachdem man erkannt hatte, daß sie für den Römer Lebensinhalt war.

Woher hatte der Römer diese Eigenschaften bekommen — waren sie auf dem Boden Latiums entstanden oder waren sie, um mit Ratzel zu sprechen — Erbgut von einem früheren Heimatboden? Zwar hatte der Römer kulturelle Einrichtungen der Etrusker übernommen, etruskische Einflüsse machten sich auch in seiner Religion bald geltend, in den Kern seines Wesens drangen sie nicht vor. Es mutet wie ein Wunder an, daß später der Römer nicht im Hellenismus aufging, der die Völ-

ker überall überspielt hatte. Bei aller Aufnahmefähigkeit wurde der Römer nicht ins Mark getroffen — die Strömungen tangieren ihn, formen seine äußere Gestalt —, der spätere Römer fühlte sich geschmeichelt, wenn man anerkennend von seiner guten Beherrschung der griechischen Sprache sprach — aber nichts veränderte sein Grundwesen so, daß es zu einer völligen Wandlung führen konnte. Trotz aller anezogenen Bildung kommt bis in die späteste Zeit etwas urwüchsig bäuerliches, ja eine starke Primitivität zur Geltung, die der Griechen mit dem Worte „barbarisch“ kennzeichnete. Wenn der Römer im Laufe seiner Geschichte andere Gottheiten von den Etruskern, von den Griechen, von dem Orient übernehmen konnte, so zeigt das nur, daß sein Götterglaube keineswegs so tief religiös war. Seine Religion trug einen nüchternen und formalistischen Charakter. Der gesamte Kult war mit juristischer Genauigkeit geregelt und wurde von einer Priesterschaft verwaltet, die aus vornehmen Bürgern bestand und weniger religiös als mehr politisch interessiert war. Eine religiöse missionierende Kraft ging nicht — wie sonst so oft von anderen herrschenden Mächten — von Rom aus. Daß man nach und nach allenthalben in den Städten des römischen Imperiums ein Kapitoll mit einem Juppiter optimus maximus errichtete, war Imitation, kein seelisches Bedürfnis, weder für Rom noch seine Untertanen. Der später geforderte Kaiserkult geschah aus staatspolitischen, nicht religiösen Erwägungen. Um Rom schließt sich ein Imperium, doch weiterhin heißt dieses Rom, Rom und nichts anderes. „Zwanzig Völker und eine Seele, fünfzig Provinzen, aber nur ein einziges caput, das Kapitolum, Millionen von Untertanen, aber alle nach dem gleichen Muster geprägt: Rom“ (Sédillot).

Der Römer zeigt, so wie er uns von Anbeginn seiner Geschichte entgegentritt, Züge einer materiell wie seelisch ausgesprochenen Nüchternheit und einen praktischen Sinn. Er läßt die Dinge an sich herankommen, klassifiziert sie und nutzt, was ihm frommt. In seinem Erbgut steht ein Begriff, ein Kanon, der auch durch die Perioden tiefster Erniedrigungen und moralischen Gesunkenseins wetterleuchtet: Das Gesetz. Das römische Volk beugt sich im Familienkreis dem Familienoberhaupt, dessen Wille Gesetz war. Das Familienoberhaupt füllte bewußt den ihm zukommenden Platz in der Gemeinschaft aus und beugte sich der höheren, selbst gewählten Führung, die sich selbst Disziplin und Einfügung auferlegte. Dieses ungeschriebene Gesetz war noch stärker als das niedergelegte. Man lernte, sich in Zucht nehmen und zu gehorchen — erst dann konnte

man selbst befehlen. Am Anfang des römischen Werdens steht wohl das Wort: „Im Anfang war der Wille“ — und da dieser Wille so hart und unbeugsam auftritt, hat er eine tiefgehende ästhetische Wirkung. Dieser Wille der Persönlichkeit, der als oberste Freiheit den Willen zur Beugung unter das Gesetz sieht, zeigt sich im staatlichen wie im privaten Leben. Der Familienvater besaß uneingeschränkte Macht über die Mitglieder seiner Familie, so lange er lebte; seine Gattin, seine Söhne waren ihm Zeit ihres Lebens untertan, seine Töchter bis zur Verheiratung, wo sie unter den Willen eines anderen Familienoberhauptes kamen. Er konnte neugeborene Kinder annehmen oder aussetzen, er konnte Familienmitglieder verstoßen — streng genommen verblieben sie alle unmündig — aber der Römer kannte nicht die orientalische Geringsachtung des Weibes und des Familienlebens, die Mutter des Hauses war hochgeachtet. Diese Zelle im Staat war festgefügt und hier liegt die Wurzel der römischen Kraft.

Für die erste Staatswerdung scheint aber auch bedeutsam, was Mommsen bei seinem Vergleich des römischen mit dem griechischen Gemeinwesen ausgesprochen hat: „Der tiefste Grund in der Wesensungleichheit der beiden Nationen besteht darin, daß Latium nicht wie Hellas in der Zeit seines hochgeschichtlichen Werdens vom Orient befruchtet wurde“. Das Volk der Griechen war nun einmal so beschaffen, daß es nie zu einer politischen Einheit kommen konnte — die Römer konnten keine Kunstwerke eines Phidias, eines Praxiteles hervorbringen oder Dichter wie Homer, Sophokles oder Aristophanes. Für Hellas war das Humane das hochgesteckte Ideal, für Rom Organisation, Staatskunst, Macht. Da sich aber beide Völker einzigartig ergänzten, konnte griechische Kultur auf römischem Boden Heimrecht erhalten, ohne daß sie damit den Römer in seinen Kreisen störte. Noch ein zweiter Gesichtspunkt erscheint wegweisend bei dem Aufbau des römischen Stadtstaates und Imperiums. Dieser Staat wurde nicht wie andere Großreiche von einem Welteroberer aufgebaut, nicht von dem Willen eines Übermenschen geformt, sondern von einer tragenden Gemeinschaft von Persönlichkeiten, die sich gegenseitig stets Rechenschaft schuldig waren und deshalb nicht ihr Eigenwohl über das Wohl der Res publica stellen konnten.

Nach der Zusammenfassung der italischen und etruskischen Staaten mußte die letzte Auseinandersetzung mit der noch freien Macht auf italienischem Boden erfolgen, mit den griechischen Stadtstaaten. Diese fühlten sich mit Recht von der wachsenden Macht Roms bedroht — Tarent rief den „Kondot-

tiere“ Pyrrhus zu Hilfe, der mit einem wohl ausgerüsteten Heere und mit seinen Kriegselefanten vom Epirus herübersetzte und den Römern schwere Niederlagen beibrachte; aber er gewann die letzte Schlacht nicht so, daß er als Sieger von der Walstatt gehen konnte — er gab 275, nach Benevent, den Kampf auf und zog mit seiner restlichen Heeresmacht wieder ab — die griechischen Kolonien ihrem Schicksal überlassend. Dieser Kampf mit Pyrrhus war von weitreichender Bedeutung, er brachte einen wichtigen Wendepunkt in der römischen Geschichte. Rom erweiterte seinen Machtbereich mit griechischen Untertanen und mit einem der fähigsten See- und Handelsvölker des Mittelmeeres. Damit fiel ihm auch die Wahrung der politischen und wirtschaftlichen Interessen von Magna Graecia zu. Und mit diesem Schritt wurde das römische Reich auf italicischem Boden in die Weltpolitik hineingezogen.

Fast gleichzeitig erfolgte eine Wandlung der inneren Verhältnisse des römischen Stadtstaates. Die Tage des alten Agrarstaates waren gezählt — der Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern war ausgeglichen, die ehemalige Gesellschaftsschichtung verschwindet, aber nur um einer neuen Gesellschaftsumschichtung Platz zu machen. Eine andere, regierende Klasse entsteht, die Nobilität, die sich in den Besitz großer Grundbesitze gesetzt hatte, pekuniär unabhängig war und sich deshalb fast völlig den Staatsgeschäften widmen konnte. Rom erhält ein neues außenpolitisches und innerpolitisches Gesicht — ein Doppelgesicht, wie es die Gottheit besaß, die eine rein römische Schöpfung war, ein Janusantlitz. Mit dem einen Auge schaut es auf sein italicisches Erbe, mit dem andern schweift es zu den anderen Gestaden des Mittelmeeres — mit dem einen Auge schaut es auf das alte Staatsgebilde, eingedenk des Gesetzes, unter dem es in der Geschichte angetreten war, mit dem andern Auge schaut es gierig nach lockendem Reichtum, nach Beherrschen um des Herrschens willen.

Es ist vielleicht die wichtigste Caesur in der römischen Geschichte — mit dem Einschluß der griechischen Kolonien ist die italicische Aufgabe Roms erfüllt. Die Zeit „ab urbe condita“, von der Gründung der Stadt bis zur Gründung des Römerreiches auf italicischem Boden, ist die tiefgreifendste Epoche, in der die stärksten seelischen Kräfte des Römervolkes nach der in ihm ruhenden Wesensart entfaltet werden. Sie sind in ihrer Wirkung so stark, daß sie noch über ein halbes Jahrtausend wirksam bleiben und sich auch nach Zerfall des Römerreiches in der Kultur des Abendlandes fortsetzen.

(Fortsetzung folgt)

ROM UND DIE ETRUSKER

Der Name der Stadt Rom läßt sich nicht sicher erklären; wahrscheinlich ist er etruskischen Ursprungs. Darin kommt zum Ausdruck, daß das frühe Römertum, wie dunkel seine Geschichte auch sein mag, jedenfalls eng mit dem Etruskertum verbunden war. Für die spätere Entwicklung Roms ergaben sich daraus so nachhaltige und wesentliche Wirkungen, daß man sagen könnte, erst durch die Römer habe das Erbe der Etrusker weltgeschichtliche Bedeutung erlangt. Wieviel Rom den Etruskern verdankte, lassen die neueren Forschungen auf den verschiedensten Gebieten immer deutlicher erkennen.

Man hat die Etrusker das rätselhafte Volk genannt, weil wir weder seine Herkunft kennen noch seine Sprache verstehen. Vermutlich hat Herodot ganz recht, wenn er glaubt, sie seien aus Kleinasien über See nach Italien gekommen. In der Tat zeigt die Kultur der Etrusker in vieler Hinsicht, besonders in der Städteverfassung, in der Religion, der Technik, eine so nahe Verwandtschaft mit dem Alten Orient, wie sie bei keinem anderen Volk der westlichen Mittelmeerländer nachweisbar ist, abgesehen von den Karthagern, die ja ebenfalls aus dem Orient, von Phönikien, stammten. Die Einwandererschicht der Etrusker, Tusker oder Tyrrhener, die von der Küste der noch heute nach ihnen benannten Toskana ins Innere des Landes vorstieß, nahm jedoch alsbald auch Einflüsse von der dort einheimischen Bevölkerung an, dazu vor allem von den unteritalischen Griechen. Von den Griechen erhielten die Etrusker nicht nur bedeutende Anregungen in der bildenden Kunst, sondern auch das Alphabet. So können wir die zahlreichen etruskischen Inschriften zwar lesen, ohne aber ihren Sinn zu verstehen, weil eben ihre zweifellos nichtindogermanische Sprache eine unbekannt GröÙe ist; nur einzelne Wörter und Namen konnten bisher gedeutet werden. Im ganzen zeigt die etruskische Kultur auf ihrem Höhepunkt im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. also eine charakteristische Mischung oder Verbindung verschiedener Elemente, die zu einem eigenen Stil zusammenwuchsen. Es ist zugleich die große Zeit der wirtschaftlichen und politischen Macht der Etrusker. Von ihrer Seeherrschaft zeugt der Name des Tyrrhenischen Meeres westlich von Italien; zu Lande breitete sich das Volk nach Norden bis an den Alpenrand aus, nach Süden herrschte sein Einfluß zeitweilig bis zum Golf von Neapel. Auch Rom geriet dadurch unvermeidlich in den etruskischen Machtbereich.

Die Anfänge Roms reichen nach Ausweis der Bodenfunde in voretruskische Zeit zurück. Schon im 2. Jahrtausend v. Chr. gab es auf dem Hügel Palatin eine kleine Ansiedlung der Latiner; ihre Gräber lagen in der sumpfigen Niederung des Forum unterhalb des Palatin. Die nördlich benachbarte Anhöhe, der Quirinal, war von Sabinern bewohnt. Diese Dörfer einfacher Hirten und Bauern hatten im Vergleich zu den reichen Etruskerstädten ein primitives Aussehen. Auch herkunftsmäßig war die latinisch-sabinische Bevölkerung von anderer Art; sie gehörte zu den von Norden eingewanderten indogermanischen Stämmen der sogenannten Italiker, die hauptsächlich die Landschaften des mittleren und südlichen Apennin besetzt hatten. Der Unterlauf des Tiber bildete die alte, vorgeschichtliche Volksgrenze zwischen Latinern und Etruskern. Nur 15 km lag die nächste etruskische Stadt Veji vom Palatin entfernt. In der Geschichte der Völker wie im Leben des einzelnen Menschen bringt der Kontakt mit anderen oft neue Entwicklungen in Gang. So bewirkte hier die Berührung mit den Etruskern, daß aus den prähistorischen Siedlungen der beiden Tiberberge das historische Rom entstand. Der sagenhafte Stadtgründer Romulus scheint aus der etruskischen Sippe der Rumlina zugewandert zu sein. Er vereinigte die Dorfgemeinden des Palatin und Quirinal, errichtete auf dem Forum einen Markt mit Handelsverbindung nach Etrurien und befestigte den Kapitülshügel als Kultstätte und Burg. Das mag um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. geschehen sein; damit übereinstimmend errechnete später Varro, der gelehrte Bibliothekar Caesars, als Datum der „Gründung Roms“ das Jahr 753 v. Chr. Daß Rom nach dem Vorbild der etruskischen Städte angelegt wurde, läßt sich auch an dem sakralen Charakter seiner Stadtgrenze erkennen. Wie bei den Etruskern war nämlich der Mauerring Roms sowie ein Landstreifen entlang der Mauer, das pomerium (postmurius „Land hinter der Mauer“), ritual geheiligt. Dieser Bannstrich durfte nicht angebaut werden, sondern war jeder Benützung entzogen. Eine solche Auffassung von der Heiligkeit der Mauern, Tore und des Stadtrandes war den Italikern und Griechen fremd; sie weist vielmehr über die Etrusker in den Alten Orient, nach Babylonien zurück. Die Grenzziehung bedeutete, daß innerhalb der Mauern „Burgfriede“ herrschen sollte. Hier durften keine Waffen getragen werden, hier gab es keine Militärgewalt. Niemals konnte es in Rom einen Bürgerkrieg geben, solange das pomerium respektiert wurde. Im Laufe der altrömischen Königszeit verstärkten sich die Beziehungen zu den Etruskern. Ihren Höhepunkt erreichten sie

im 6. Jahrhundert v. Chr., als in Rom die etruskische Dynastie der Tarquinier herrschte. Es wird glaubhaft berichtet, daß Tarquinius Priscus („der Ältere“) aus der Etruskerstadt Tarquinii nach Rom gekommen sei; als angesehenen und reichen Mann habe man ihn dort zum Vormund der Königssöhne gemacht und schließlich selbst zum König gewählt. Derartige Erzählungen zeigen, daß die Etruskerherrschaft in Rom durchaus nicht auf kriegerische Weise begründet worden sein muß. Die vornehmen Familien bei den Etruskern und Latinern bildeten über ihren lokalen Bereich hinweg eine gesellschaftliche Oberschicht, in der man sich gegenseitig anerkannte. Ähnlich waren damals die aristokratischen Geschlechter in der griechischen Welt oft durch weitreichende Familienbeziehungen und gemeinsame Interessen verbunden. Livius berichtet auf Grund alter Quellen, Tarquinius habe früher in seiner etruskischen Heimat Lukumo geheißen. Dies ist ein aufschlußreiches Mißverständnis. Wir wissen nämlich, daß Lukumo bei den Etruskern kein Personennamen war, sondern der Titel der Priesterfürsten oder Stadtkönige. Dies gibt nicht nur einen Hinweis auf die Abkunft des Tarquinius, sondern auch die Erklärung dafür, daß das römische Königtum unter den Tarquiniern nun immer mehr die Züge der etruskischen Stadtfürsten annahm, schon in der Tracht und im Zeremoniell. Der König erhielt ein Purpurgewand, das Szepter und einen Elfenbeinsessel; begleitet war er von den Liktoren, die als Zeichen seiner Befehlsgewalt Rutenbündel (*fascies*) mit Beilen trugen. Die mächtige, fast selbstherrliche Stellung des Königs beruhte darauf, daß er oberster Heerführer, Richter und Priester zugleich war. Ihm gegenüber hatte der Ältestenrat der ansässigen etruskischen und latinisch-sabinischen Sippen nur eine beratende Funktion.

Auch Servius Tullius, der Nachfolger des Königs Tarquinius Priscus in Rom, war Etrusker von Geburt. Dafür besitzen wir zwei voneinander unabhängige, sich ergänzende inschriftliche Belege. Der spätere Kaiser Claudius, der sich gerne mit Altertumsstudien beschäftigte, erwähnte in seiner Rede, deren Text auf einer Bronzetafel in Lyon gefunden wurde, daß Servius Tullius etruskisch Mastarna hieß und mit einem anderen berühmten Etrusker seiner Zeit, Caelius Vibenna, eng befreundet war. Dieselben Namen in etruskischer Form, Macstrna und Caille Vipinas, entdeckte man auf den Fresken eines monumentalen Etruskergrabes in Vulci, und zwar in Verbindung mit einem Gneve Tarchumies Rumach, das heißt Gnaeus Tarquinius aus Rom. Die altrömische Überlieferung wurde hier also



Etruskischer Sarkophag mit Inschrift (Tarquinia, Museum)

durch die moderne Archäologie glänzend bestätigt! Als letzter König regierte in Rom Tarquinius Superbus („der Stolze“), der Sohn des älteren Tarquinius.

Diese bedeutenden Herrscher haben politisch und kulturell die Grundlage für die weitere Entwicklung Roms geschaffen. So urteilten schon die römischen Geschichtsschreiber, die sogar manche spätere Einrichtungen auf die Königszeit zurückführten. Wieviel daran etruskisch gewesen war, entschwand allmählich dem Bewußtsein; das römische Volk bildete schließlich eine Einheit, bei der man die Faktoren, aus denen sie zusammengewachsen war, nicht mehr unterschied. Viele Züge des geschichtlichen Römertums, die wir als echt römisch empfinden, gehen in Wirklichkeit auf die etruskische Vergangenheit Roms zurück.

Dies gilt schon von der sichtbarsten Leistung der Römer, ihrer außenpolitischen Expansion. Gewiß standen sie längst nicht mehr unter etruskischen Königen, als sie Italien einigten und nacheinander alle Mittelmeerländer unterwarfen, doch den Grund zu dieser Entwicklung haben die Tarquinier gelegt.

Rom war zunächst nur ein Mitglied des Bundes der stammverwandten Latiner gewesen, der auf dem Albanerberg, 30 km südöstlich der Stadt, seinen kultischen Mittelpunkt hatte. In diese Richtung dehnten die Tarquinier ihren Einfluß aus, offenbar mit dem Ziel, ganz Latium von Rom aus zu beherrschen. An die Etruskerzeit in Latium erinnert noch der Name der alten Stadt Tusculum beim heutigen Frascati, wo später Cicero seine berühmte Villa, das Tusculanum, besaß. Wenn man bedenkt, daß die Etrusker im 7. Jahrhundert die südliche Toskana besetzt hatten, dann den Tiber überschritten und Rom gewannen, so erscheint weiteres Vordringen in Latium nur als konsequente Fortsetzung dieser Expansion. Sie müssen Latium weithin unterworfen haben, da es ihnen zudem gelang, ihre Macht von hier aus bis nach Capua in Kampanien auszuweiten. Auf ihren Spuren rückten später die Römer im 4. Jahrhundert v. Chr. erneut nach Kampanien vor.

Ähnlich verhält es sich mit den überseeischen Beziehungen Roms. Die zweite Großmacht im westlichen Mittelmeer neben den Etruskern waren die Karthager. Es wurden nicht nur etruskisch-karthagische Handelsverträge geschlossen, die der Abgrenzung der beiderseitigen Interessen dienten, sondern auch Kriegsbündnisse dieser beiden Partner, vor allem zur gemeinsamen Abwehr der Griechen. Auch die Tarquinier in Rom scheinen einen solchen Karthagervertrag abgeschlossen zu haben, denn der erste Handels- und Freundschaftsvertrag, den die junge römische Republik nach dem Ende der Königszeit alsbald mit Karthago schloß, läßt sich unschwer als Erneuerung eines älteren derartigen Vertrages erkennen. Mehrmals hat Rom diese Verträge später erneuert und modifiziert, bis es auf Grund seiner Eroberungen so stark war, daß das traditionelle freundschaftliche Verhältnis zu Karthago schließlich im 3. Jahrhundert v. Chr. in Rivalität und Feindschaft umschlug.

Auf dem Gebiet der inneren Politik, der Organisation des römischen Staatswesens und der Bürgerschaft, wurden latinische und etruskische Elemente miteinander verbunden. So stammt die „Dreigliederung“ des Volkes in einzelne tribus vielleicht noch aus der indogermanischen Frühzeit, doch die Namen dieser Abteilungen (Ramnes, Tities, Luceres) dürften etruskisch sein. Hier soll besonders Servius Tullius tatkräftig gewirkt haben. Er schuf erstmals eine umfassende Gliederung des römischen Volkes nach Stand und Besitz zum Zweck der Steuererhebung und des Militärdienstes. Dieses System einer Veranlagung (census) der Bürger in feste „Klassen“ (classes), das in späterer Zeit öfters den veränderten wirtschaftlichen und poli-

tischen Verhältnissen angepaßt wurde, ist immer ein Grundstein des römischen Staates und seiner Verfassung geblieben. Die Überlegenheit Roms gegenüber anderen Staaten und Völkern, mit denen es im Laufe seiner Geschichte in Berührung kam, erklärt sich großenteils aus der Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit der römischen Censurordnung. Sie ermöglichte nicht nur ein Höchstmaß militärischer Leistungen und finanzieller Aufwendungen, sondern bewirkte zugleich eine sozialgerechte Abstufung, indem sie den oberen Besitzklassen zwar mehr Rechte gab, aber auch mehr Pflichten auferlegte.

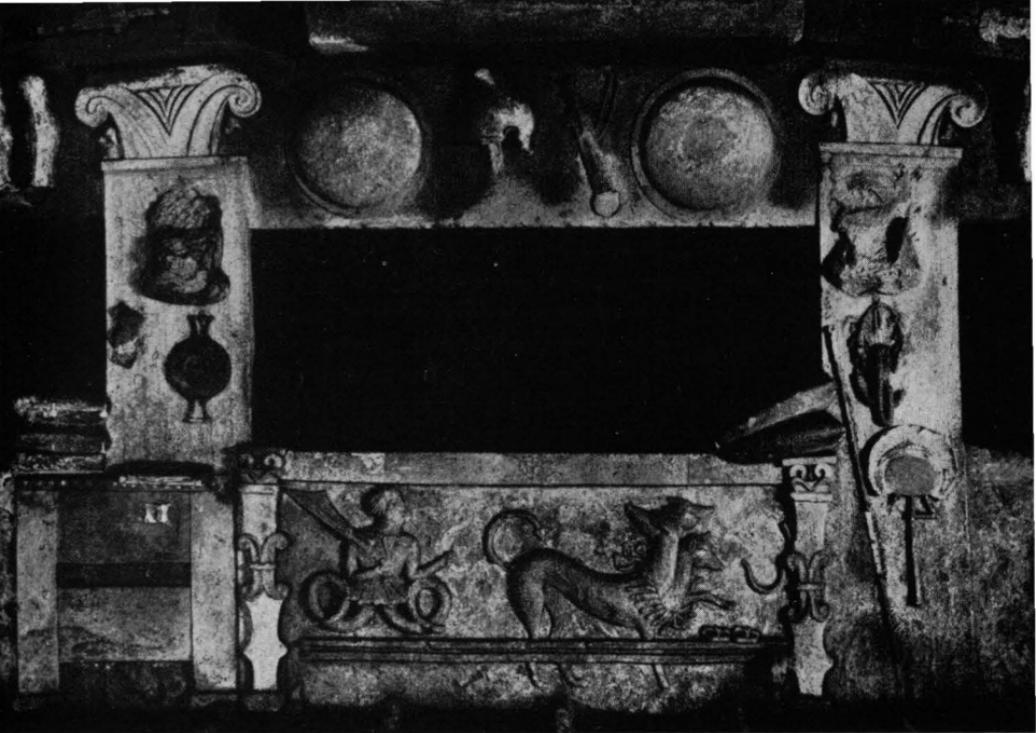


Tarquinia - Gräberstadt - Grab der Leoparden - Gastmahl
(Wandmalerei, 1. Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr.)

Im Bereiche der weiteren Kultur ist der Einfluß des Etruskertums auf Rom wohl nirgends so deutlich wie in der Religion. Livius sagt von den Etruskern, sie seien mehr als jedes andere Volk „der Religion ergeben“ gewesen und hätten sich in der Einhaltung der Kultvorschriften von niemand übertreffen lassen. Daß davon vieles auf Rom überging, dürften wir auch dann annehmen, wenn dort keine etruskischen Priester und Könige geherrscht hätten. Die altlatinische Religion indogermanischer Art mit ihrem Glauben an Jupiter und andere göttliche, numinose Mächte der Natur ließ sich freilich in Rom nicht verdrängen, doch wurde sie durch die etruskische Religion weithin umgeformt und ergänzt. Die Übernahme einer neuen, fremden Religion beruht gewöhnlich darauf, daß diese höher entwickelt ist und dem religiösen Bedürfnis mehr bietet als der heimische Glaube. So besaßen die Etrusker vor allem ein ausgebildetes Ritual für den Verkehr mit den Göttern und für die Deutung ihres Willens, wovon die Latiner vorher so gut wie nichts wußten. Wenn der Blitz einschlug, so nahmen sie wohl

das Walten Jupiters erschreckt zur Kenntnis, doch erst die etruskischen Priester belehrten sie, was es zu bedeuten habe, wenn er hier oder dort einschlage, wenn er von rechts oder links komme. Für das Beachten und Erklären von Zeichen und Vorzeichen, auch aus dem Flug der Vögel, den Eingeweihten der Opfertiere (Haruspizie), dem Vorkommen seltsamer Mißgeburten, dem Zusammentreffen scheinbar zufälliger Ereignisse, für all dies gab es eine reiche etruskische Ritualliteratur aus altorientalischer Tradition. Wie intensiv sich die Römer diese Praktiken zu eigen machten, ist daran zu erkennen, daß sie durch Jahrhunderte hindurch keine wichtigen politischen Entscheidungen und Amtshandlungen durchführten, ohne jeweils vorher durch die „Vogelschauer“ (Auguren) oder andere kultische Sachverständige den Willen der Götter zu erkunden, das heißt, über den günstigen oder ungünstigen Ausgang der Sache ein Vorzeichen (prodigium, omen) zu erhalten und dementsprechend handeln zu können. Auch im privaten Leben des frommen Römers spielten solche Omina daher eine bedeutende Rolle. Naturkatastrophen wie militärische Niederlagen galten gleichermaßen als Strafe dafür, daß die Kultvorschriften nicht sorgfältig beachtet oder die Götter auf andere Weise verletzt worden waren. Zum Opferwesen gehörte deshalb nach etruskischem Vorbild auch das Gelübde einer Leistung oder Gabe an die Gottheit nach gutem Gelingen; die Tempelbezirke der Etrusker und der Römer waren angefüllt mit privaten und öffentlichen Votivgeschenken aller Art.

Es ist bemerkenswert, daß der etruskische Grabkult und Jenseitsglaube von den Römern nicht in gleichem Maße wie die Prodigiumdeutung, das Opfer- und Votivwesen übernommen wurden. Die reich ausgestatteten etruskischen Grabkammern mit ihrer Sarkophagplastik, den Wandbildern und Beigaben, die den Hauptteil der materiellen Hinterlassenschaft der Etrusker ausmachen, finden sich nur in Etrurien, nicht mehr südlich des Tiber in Rom und Latium. Offenbar ließ sich der eigenartige Glaube der Etrusker an das Weiterleben der Toten, wofür die Lebenden durch entsprechenden Grabaufwand zu sorgen hatten, dem Römertum nicht anpassen. Hier blieb auf dem Gebiete der Jenseitsreligion, wozu auch die Vorstellung der Todesdämonen gehört, die Kluft zwischen der orientalischen Vorzeit der Etrusker und dem indogermanischen Erbe der Römer unüberwindlich. Der nüchterne römische Geist, der mit Realitäten rechnete — einer der bezeichnendsten Begriffe der Römersprache —, hielt es zwar für nützlich, durch kultische Maßnahmen den Beistand der Götter zu gewinnen und Scha-



Cerveteri - Reliefgrab

den von dieser Seite zu verhüten, doch ließ er sich auf Spekulationen über das Schattenreich des Todes nicht ein. Die Erlösungshoffnungen, die den Siegeszug späterer Religionen bedingten, waren den Etruskern noch fremd.

Die zentrale Kultstätte Roms, das Jupiterheiligtum auf dem Kapitol, wurde nach etruskischem Vorbild völlig umgestaltet. Von der altlatinischen Götterdreiheit Jupiter, Mars, Quirinus, die dort in früher Zeit verehrt wurde, konnte nur der Hauptgott Jupiter seine Stellung wahren. Die beiden männlichen Nebengötter wurden durch die weiblichen Gottheiten Juno und Minerva ersetzt, die aus den Heiligtümern Etruriens unter den Namen Uni und Menrva bekannt sind. Auch Gestalten wie Hercules drangen in die römische Volksreligion ein; die römische Form des Namens zeigt wiederum, daß er nicht unmittelbar vom griechischen Herakles abgeleitet ist, sondern vom etruskischen Hercele. In diesen Gottheiten sahen die Etrusker keine unpersönlichen Himmelmächte und Naturkräfte, wie es der Religion der alten indogermanischen Völker entsprach, vielmehr festumrissene, menschenartige Persönlichkeiten und Gestalten, die sich bildlich darstellen ließen. Für ihren Aufent-

halt und Kult mußten daher Tempelgebäude errichtet werden, besonders für die Hauptgötter, deren Anwesenheit und Hilfe man sich dadurch für dauernd zu sichern hoffte.

Das Wort *templum* ist etruskischer Herkunft. Es bezeichnete zuerst die Himmelsgegend, aus der die Priester die Vorzeichen wahrnahmen und deuteten, dann auch den heiligen Platz auf der Erde, wo die Gottheit sich manifestierte oder ihre Behausung erhielt. Die etruskischen Tempel, die nach der priesterlichen Einteilung des Himmelsraums meist nordsüdlich orientiert sind, unterscheiden sich wesentlich von der griechischen Tempelarchitektur. Der ganze Bau steht auf einem hohen gemauerten Podium, zu dem eine Freitreppe an der südlichen Schmalseite emporführt; hinter der geräumigen, offenen Vorhalle mit ihren Säulen liegt die meist dreiteilige Cella mit geschlossener Rückwand, das eigentliche Tempelhaus für die Bilder der Göttertrias.

Einen solchen Tempel ließ Tarquinius Superbus auf dem Kapitol in Rom für Jupiter, Juno, Minerva errichten und gab damit dem römischen Staatskult seinen bleibenden architektonischen Mittelpunkt. Das Einweihungsjahr dieses Tempels 509 v. Chr., das durch die Priesterchronik überliefert ist, stellt das erste sichere Datum der römischen Geschichte dar. Wir kennen sogar den Namen des etruskischen Künstlers Vulca von Veji, der die Bildwerke des Tempels schuf; demselben Meister dürfen wir vielleicht auch den bekannten Apollo von Veji zuschreiben. Der dreicellige kapitolinische Podiumstempel galt seitdem so sehr als Wahrzeichen Roms, daß er in den Städten Italiens und der römischen Provinzen, die gleichsam ein „kleines Rom“ sein wollten, überall nachgebaut wurde, auch wenn kein Burghügel vorhanden war. Solche Kapitolanlagen wurden in Ostia und Pompeji, in Lyon und Toulouse, im afrikanischen Tingad und Thurburbo gefunden.

Von der Bautätigkeit der Etruskerkönige in Rom zeugen noch heute zwei unterirdische Anlagen, denen die Zerstörungen der späteren Zeit nichts anhaben konnten, der Kanal der *cloaca maxima* zur Entwässerung der Forumsgegend, und das Gewölbe des *Tullianum*, ein altes Quellhaus am Forum, das dann als Gefängnis diente. Wie Augustus von sich sagte, er habe Rom zu einer Stadt aus Marmor gemacht, so haben offenbar die Tarquinier ein halbes Jahrtausend vor ihm im Hoch- und Tiefbau die erste massive Steinarchitektur in Rom geschaffen. Das Aussehen der Stadt kündigte damit an, daß Rom in den Kreis der etruskischen und griechischen Stadtkultur des Mittelmeerraums eingetreten war.

Ein Werk der bildenden Kunst von einzigartiger symbolischer Bedeutung für Rom und im besonderen für das etruskisch-römische Verhältnis ist uns in der berühmten Kapitulinischen Wölfin erhalten. Seit ältester Zeit galt die Wölfin bei den Latinern vom Palatin als heiliges Tier; sie hatte auch das Brüderpaar Romulus und Remus nach der Aussetzung gesäugt und gerettet. Ein etruskischer Künstler, wohl aus der Zeit des letzten Tarquiniers und des Vulca, schuf die römische Bronze-wölfin mit ihrer lebendigen Wendung des Kopfes, dem lauern-den Blick und der feinen ornamentalen Stilisierung des Fells. Daß dieses Werk im Altertum auf dem Kapitol stand, bezeugt Cicero. Nach langer Verschollenheit tauchte es im Mittelalter wieder auf, wurde in der Renaissance durch die Zwillingsfiguren ergänzt und schließlich ins Museum auf das Kapitol zurückgebracht.

Um die Wende vom 6. zum 5. Jahrhundert v. Chr. kam es in Rom zu tiefgreifenden Veränderungen, die auch das Verhältnis zu den Etruskern fortan entscheidend bestimmten. Der Sturz Tarquinius' des „Stolzen“ und die Begründung der „Republik“ bedeutete nicht nur die Abschaffung der Königsgewalt zugunsten einer aristokratischen Organisation der Regierung, sondern auch eine Reaktion des latinischen Elements gegen die etruskische Überfremdung. Wesentliche Züge des Latinertums hatten sich unter den Tarquiniern behauptet, so die lateinische Volkssprache und die altheimische patriarchalische, auf dem ausschließlichen Vorrang des Mannes beruhende Familienordnung. Rom war nicht völlig etruskisiert worden, doch hatte die Entwicklung dahin tendiert. Die erfolgreiche Erhebung gegen Tarquinius ließ es nicht so weit kommen. Alle kriegerischen Versuche, von Etrurien aus die tarquinische Macht in Rom wiederherzustellen, wurde abgewehrt. Es scheint, daß im Zusammenhang dieser Ereignisse und der Durchsetzung der römischen Republik die Stellung der Etrusker auch im übrigen Latium erschüttert wurde; einen weiteren Rückschlag erlitten sie bald darauf (474 v. Chr.) durch ihre Niederlage zur See bei Cumae an der kampanischen Küste gegen die Griechen von Syrakus. Demgegenüber konnten die Römer, gedeckt durch ihren Vertrag mit Karthago, die Vormachtsstellung in Latium wiedergewinnen. Um 400 v. Chr. waren sie stark genug, die alte Tibergrenze nach Norden zu überschreiten und die Etruskerstädte selbst anzugreifen. Nach der Eroberung von Veji unterwarf sich während des 4. Jahrhunderts v. Chr. eine Stadt nach der anderen den Römern, bis diese um 270 v. Chr., als der letzte Widerstand gebrochen war, ganz Etrurien beherrschten.

Der militärischen und politischen Unterwerfung folgte die allmähliche Romanisierung des Landes durch die Gründung römischer Stützpunkte (*coloniae*), den Bau von Straßen, schließlich im 1. Jahrhundert v. Chr. durch die Verleihung des römischen Bürgerrechts an die Etrusker, die damit rechtlich zu Römern wurden. Die römischen Heere, die diese Erfolge errungen hatten, waren auf Grund der alten „servianischen“ Censuserfassung ausgehoben worden; ihre Feldherrn, die republikanischen Konsuln, waren zum Zeichen ihrer unbeschränkten Befehlsgewalt (*imperium*) wie einst die Könige von Liktores mit Beil und Rutenbündel begleitet. Nach ihren Siegen fuhren sie im purpurnen Triumphgewand zum Jupitertempel auf das Kapitol, um dort ihre Gelübde einzulösen. Alle diese Einrichtungen, von den äußeren Insignien bis zum unbedingten Befehlsprinzip, gehörten zum altetruskischen, streng festgehaltenen Erbgut des römischen Staates, der es aus eigener Kraft zu höchster Wirkung brachte.

Auch durch die politische Unterwerfung und das Aufgehen im Römischen Reich verloren die Etrusker jedoch nicht gänzlich ihre Eigenart. Noch heute stellt ja die Bevölkerung der Toskana um Florenz einen eigenen Typus dar, körperlich und geistig. Der kulturelle Einfluß auf Rom setzte sich fort, vor allem nachdem sich die Städte wirtschaftlich wieder erholt hatten. Für das gesellschaftliche Leben und für die römische Kunst blieben die urbanen Tusker immer vorbildlich. Die Bezeichnung des Schauspielers (*histrion*) in Rom ist etruskisch; auch die Fechtspiele, zahlreiche Musiker und Tanzgruppen kamen in späterer römischer Zeit aus Etrurien, dazu die Modetrachten und die Erzeugnisse des Kunsthandwerks, überhaupt der feinere Geschmack. Maecenas, der Freund des Augustus und Diplomat, dessen Name als Förderer von Kunst und Wissenschaft für die Nachwelt sprichwörtlich geworden ist, stammte aus vornehmster etruskischer Familie: *Maecenas atavis edite regibus*, „Sproß aus uraltem Königsgeschlecht“, redet ihn Horaz im ersten Vers seiner Oden als seinen Gönner an. Auf dem Höhepunkt der römischen Klassik, im Augusteischen Zeitalter, waren Römertum und Etruskertum zur Einheit geworden.

ROM UND DIE HOCHRENAISSANCE

Die Situation der bildenden Kunst in Rom vor dem Durchbruch zur Hochrenaissance.

Hatte die Frührenaissance in Florenz ihren gültigen Ausdruck gefunden, so sind die bedeutendsten Kunstwerke der Hochrenaissance in Rom entstanden. Aber im Gegensatz zu Florenz wurden sie von Künstlern, die nicht aus Rom stammten, geschaffen. Zur gleichen Zeit arbeiteten hier Raffael, Michelangelo, Leonardo und Bramante, um nur die berühmtesten zu nennen. Dieser Kunst war nur eine kurze Blütezeit bestimmt, wenn ihre Ausdrucksformen bis in die neueste Zeit auch immer wieder nachgeahmt worden sind. Das Jahr 1508, in dem Michelangelo den Auftrag zu den Deckenfresken der Sixtinischen Kapelle erhielt, wird von der Wissenschaft als Beginn der Epoche angesetzt, während der Sacco di Roma im Jahre 1527 ihr Ende bezeichnet.

Diese Feststellung verlockt dazu, sich einmal die Frage nach den Ursachen der Entstehung der Hochrenaissance zu stellen. Gab es besondere Anzeichen, die auf eine solche Entwicklung hindeuten? Und warum entstand der neue Stil gerade in Rom? Die künstlerische Tätigkeit in Rom war nach der Rückkehr der Päpste aus dem Exil von Avignon erst langsam wieder in Gang gekommen. Ein entscheidendes Datum ist das Jahr 1481, als Sixtus IV. Maler aus der Toskana und Umbrien berief, um die neuerbaute Sixtinische Kapelle mit Fresken schmücken zu lassen. Für diese Berufung war der persönliche Geschmack des Papstes ausschlaggebend und die Tatsache, daß es sich bei den Malern Perugino, Signorelli, Botticelli, Dom. Ghirlandaio, Pintoricchio, Rosselli um die bedeutendsten Maler des damaligen Italien handelte. Doch nur Pintoricchio blieb nach der Fertigstellung des Auftrags längere Zeit in Rom und gründete eine Werkstatt, die von gewissem Einfluß auf die römische Kunstentwicklung war.

Von einer spezifischen Stiltradition kann man in den zwei Jahrzehnten vor Beginn der Hochrenaissance in Rom nicht sprechen, — wie das etwa in Florenz oder in Venedig der Fall ist. Die einheimischen Kräfte reichten weder der Zahl noch der Leistung nach aus, die zahlreichen Aufträge der Päpste und Kardinäle zu erfüllen. Die auswärtigen Künstler wurden hingegen durch die römische Atmosphäre nicht so weit beeinflusst, daß man sie als Römer bezeichnen könnte. Der einzige der Geburt nach

römische Maler ist *Antoniazzo Romano*, dessen Lebensweg durch zahlreiche Urkunden belegt ist und von dem ein Oeuvre bekannt ist. Bei ihm sollten wir eigentlich die Antwort auf die Frage nach einer spezifisch römischen Stiltradition erwarten. Er stand einer umfangreichen Werkstatt vor und erfreute sich als römischer Bürger des Vertrauens der Kurie, was bei der Vergebung von Aufträgen sicher von Bedeutung war. Häufig arbeitete er mit auswärtigen Künstlern zusammen, und sein persönlicher Stil, der nicht über einen guten handwerklichen Qualitätsgrad hinauskommt, ist weitgehend von diesen Mitarbeitern bestimmt. So zeigt er einerseits Züge des spätgotisch-quattrocentistischen Fiorenzo di Lorenzo, wie auch des Vorbereiters der Hochrenaissance, Melozzo da Forli. Am deutlichsten zeigt sich diese Einwirkung Melozzos in den Fresken im Sterbezimmer der Catarina da Siena im Kloster Santa Maria sopra Minerva. Diese Fresken sind nicht signiert, wurden aber überzeugend auf stilkritischem Weg von Gottschewsky dem Künstler zugeschrieben. Hier übernahm er den breiten, untersetzten Figurentyp und den Ausdruck würdevollen Ernstes, Merkmale, die auf die Hochrenaissance hindeuten. Überblickt man freilich das Oeuvre Antoniazzos, so ist seine Wirkung nicht ausreichend, um ihn als Träger einer wirklich römischen Stiltradition anzusehen. Von ungleich größerer Bedeutung ist die Anwesenheit von *Melozzo da Forli* in Rom; sie läßt sich von 1476—1484 urkundlich belegen, währte aber mit Unterbrechungen wohl viel länger. Seine bedeutendsten Arbeiten sind das Bibliotheksfresko im Vatikan von 1477, bei dem der Einfluß der Gonzagafresken in Mantua von Mantegna schon 1910 durch Okkonen deutlich gemacht wurde; ferner die Apostolifresken, die zwischen 1481 und 1483 entstanden sein dürften und von denen sich Bruchstücke in der Vatikanischen Pinakothek und im Quirinal erhalten haben. Melozzo hat in künstlerischer Hinsicht eine Entwicklung durchgemacht, die besonders deutlich auf die Hochrenaissance weist, wie dies in seinem Streben nach Monumentalität, in der körperbejahenden Darstellung seiner Gestalten und in der neuen Freiheit der Anwendung der perspektivischen Mittel zum Ausdruck kommt. Die Monumentalisierung bei religiösen Gestalten führt zu einer Intensivierung des religiösen Momentes. Die Maler der Hochrenaissance, wie Raffael und Michelangelo, griffen auf seine Erkenntnisse zurück. Daß seine Bedeutung nicht offen auf der Hand liegt, ist darin begründet, daß der größte Teil seiner römischen Arbeiten nicht mehr erhalten ist, und daß er trotz seines langen Aufenthaltes in Rom keine Schule bildete, die



Rom, Vatikan: Melazzo da Forli, Gründung der Vatikanischen Bibliothek, 1477

seinen Stil weiterentwickelte. Die 1481 von Sixtus IV. berufenen Maler lassen sich in zwei Gruppen einteilen, eine florentinische und eine umbrische. Hinsichtlich ihrer Menschendarstellung bleiben sie alle ihrem Herkunftsland verhaftet; in ihrem Werk dominieren die spätgotisch-quattrocentistischen Einflüsse. Nur ein Kennzeichen schließt sie alle zusammen: Die Togadrapierung. Sie verwenden diese idealisierende Gewandung bei den Hauptgruppen, während bei den Figuren des Mittelgrundes das Zeitkostüm vorherrscht. Die antike Gewandgebung

kam gegen Ende der siebziger Jahre in Rom auf und dominierte um die Jahrhundertwende. Man muß auch einen solchen Gewandstil als den Ausdruck eines neuen Lebensgefühls ansehen, wenn wir auch keinen Künstler als „Erfinder“ dieser Mode nennen können, sondern ihn gleichzeitig bei mehreren antreffen und sogar gewisse direkte Formübernahmen von antiken Werken nachweisen können. Er ist bedingt durch das neue Interesse an der Antike, wie auch der Wunsch der Auftraggeber, die damals große Antikensammlungen anlegten, eine entscheidende Rolle gespielt haben dürfte. Besonders deutlich zeigen sich diese Einflüsse bei Perugino (Fresko der Schlüsselübergabe in der Sixtinischen Kapelle) und bei Ghirlandaio (Berufung der ersten Jünger ebenda). Beide Maler waren als einzige der Sixtinagruppe schon früher in Rom gewesen, sodaß man an eine Verbundenheit mit Melozzo denken möchte, denn in der Menschendarstellung halten sie sich eng an den von diesem geschaffenen Idealtyp.

Die römische Plastik zeigt in den letzten Jahrzehnten des Quattrocento nicht den schöpferischen Reichtum wie etwa Florenz oder Venedig. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf die Gestaltung von Grabmälern. In den Jahren 1460—80 entwickeln Mino da Fiesole, Giovanni Dalmata und *Andrea Bregno* bestimmte Grabmalformen, die mit Abwandlungen bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts bestimmend bleiben. Alle drei verlassen 1481 Rom, nur Bregno kehrt nach fünf Jahren zurück, um bis zu seinem Tod im Jahre 1506 eine große Werkstatt zu leiten. Fast sämtliche Grabmäler dieser Zeit dürften mit dieser Werkstatt in mehr oder weniger engem Zusammenhang stehen, wenn von seinem Oeuvre auch nur drei Werke signiert sind. Außerdem sind in dieser Zeit an bedeutenden Künstlern die Brüder Antonio und Piero Pollaiuolo zu nennen, die 1484 nach Rom kamen, um die Bronzegrabmäler für die Päpste Sixtus IV. und Innozenz VIII. zu arbeiten. Diese Gräber fallen durch Form und Motiv aus der künstlerischen Tradition heraus, bleiben aber in ihrer Menschengestaltung der Florentiner Tradition treu. Erst 1505 kommt wieder ein bekannter Bildhauer nach Rom: Andrea Sansovino. Seinen Kardinalgräbern in Santa Maria del Popolo liegen schon die Formvorstellungen der Hochrenaissance zugrunde. Ebenfalls um 1505 ist wahrscheinlich auch der erste Entwurf Michelangelos für das Juliusgrab entstanden. Unsere Kenntnis davon beruht auf den Beschreibungen seiner Biographen Condivi und Vasari. Die außergewöhnliche, monumentale Form dieser Konzeption, ihr Verhältnis zur Antike, die besondere Themenstellung (u. a.



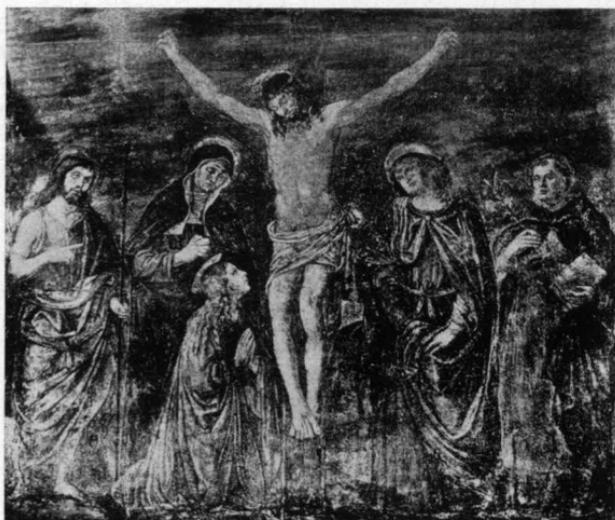
Rom, Palazzo Venezia: Antoniazio Romano, Madonna und Heilige, 1488

die Himmelfahrt Julius' II.) lassen Tolnay in diesem Entwurf den Beginn der Hochrenaissance sehen.

Andrea Bregno bevorzugt den Typ des Wandnischengrabes, eine Form, die vor allen von den geistlichen Würdenträgern gewählt wurde. Zu seinen Eigenarten gehört die Vorliebe, kleine Figuren in Muschelnischen an den seitlichen Pilastern anzubringen. Die Verwendung solcher Nischenfiguren geht an sich auf flavische bzw. spätrömische Sarkophage zurück und wurde bereits im Quattrocento von Ghiberti und Donatello wieder aufgenommen und zu einem Typ vervollkommenet. Bregnos Besonderheit ist lediglich die Anbringung dieses Motivs an den Pilastern der Grabmäler. Obwohl seine Werke reichhaltiges Ornament aufweisen, wirkt doch die Architektur immer klar, übersichtlich, manchmal fast streng und trocken. Dies ist nicht überraschend, da Bregno, vielleicht sogar in erster Linie, Architekt war. Das Recht, diesem Bregnotyp die Bezeichnung

„römischer Stil“ zu geben, wäre aber wohl nur gerechtfertigt, wenn verschiedene Werkstätten analoge Stilelemente aufweisen würden. Die Bevorzugung des Architektonischen liegt zweifellos in der Richtung der Hochrenaissance, trotzdem erheben sich Bregnos Werke noch nicht wesentlich über die Quattrocento-tradition hinaus.

In der *Ikongraphie* läßt sich bei den religiösen Darstellungen keine Sonderstellung Roms erkennen, während die weltlichen Themen eine Möglichkeit bieten, eine spezifisch römische Eigenart herauszustellen. Es handelt sich im wesentlichen um geschichtliche und mythologische Szenen, die beide in dieser Zeit in weit größerem Maß als im übrigen Italien in Rom auftreten. Die geschichtlichen Szenen dürften wohl auf den Wunsch der Päpste zurückgehen, ihre geistliche Herrschaft in steigendem Maß mit der weltlichen Macht zu verbinden. Die bedeutendsten Beispiele sind die Fresken im Hospital von S. Spirito, die auf persönliche Veranlassung des Papstes Sixtus IV. 1478 entstanden und deren Themen er selber auf das genaueste bestimmte. Auch in die Sixtinischen Fresken wurde Zeitgeschehen einbezogen, wenn dadurch auch ein Abweichen von dem theologischen Programm notwendig wurde. Pintoricchios Fresken in den Borgiagemächern stellen keine reinen Historien dar, aber das historische Element, — die Darstellung von Familienmitgliedern und Zeitgenossen, die am heiligen Geschehen teilnehmen, überwiegt so stark, daß es schon in der Entstehungszeit zu Protesten kam. Ebenfalls von Pintoricchio waren die nicht mehr erhaltenen Fresken in der Engelsburg, die unter dem Pontifikat Alexanders VI. entstanden. Ihre rein historischen Themen sind von Lorenz Beheim, dem Truchsess Alexanders VI., überliefert und von Hartmann Schedel in seiner Weltchronik abgedruckt. Nach Kriegbaum sah der erste Entwurf des Juliusgrabes historische Szenen unter der Apotheose Julius' II. vor. Die Häufigkeit der mythologischen Szenen in Rom ist durch die dortige geistige Situation der damaligen Zeit bedingt. War doch hier das Zentrum eines der Kreise, die sich mit antiken Dichtern und Philosophen auseinandersetzten, und die Kurie stand diesem Bemühen nicht hindernd, sondern positiv und fördernd gegenüber. Auch das neue Interesse an den damals noch zahlreicher erhaltenen antiken Denkmälern in Rom dürfte von Einfluß gewesen sein. Wenn man die Rolle Roms bei der Entstehung des neuen Stils nicht einer lebendigen Neuschöpfung vergleichen kann, so stellte es zweifellos einen Boden dar, der die Entwicklung in hohem Maße begünstigte. Unter den geistlichen Auftraggebern spielte der Kardinal Giu-



Rom, Santa Maria sopra Minerva
Camera della Caterina da Siena: Antoniazio Romano,
Kreuzigung, um 1482



Rom, SS. Giovanni in Laterano, Ciborium:
Antoniazio Romano, Kreuzigung und Heilige, um 1492

liano della Rovere, der spätere Papst Julius II. eine ausschlaggebende Rolle. Er war es, der unter Sixtus IV. Melozzo da Forli verpflichtete, der unter Innozenz VIII. Mantegna berief, an Perugino größere Aufträge vergab, die Brüder Pollaiuolo für die Grabmäler Sixtus IV. und Innozenz VIII. verpflichtete, Bramante an den päpstlichen Hof zog und, als er selbst Papst geworden war, Sangallo und Sansovino kommen ließ. Michelangelo wurde von ihm für die Herstellung seines Grabmals und die Neugestaltung der Sixtinadecke gewonnen, und an den jungen Raffael vergab er die Neudekoration der Stanzzen. Er war es also, der Künstler bevorzugte, deren Arbeiten von uns heute mit dem Begriff Hochrenaissance gekennzeichnet werden.

So erscheint also unter den Momenten, die die Konzeption und die Auslösung der Hochrenaissance bewirkten, ein ganz persönliches, vielleicht als das entscheidendste. Aber nur in Rom, als dem Zentrum nicht nur geistiger, geistlicher, sondern auch organisatorischer Macht, konnte durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte jene einmalige künstlerische Konzentration entstehen, die den schnellen Durchbruch eines Stils im höchsten Sinne bewirken konnte.

DIE BEDEUTENDSTEN FRESKENZYKLEN DER FRÜHRENAISSANCE IN ROM:

Apsisfresken SS. Apostoli von Melozzo da Forli, um 1481—83. Bruchstücke in der Vatikanischen Pinakothek (musizierende Engel) und im Quirinal (Himmelfahrt Christi).

Langhauswände der *Sixtinischen Kapelle* von Rosselli, Botticelli, B. della Gatta, P. di Cosimo, Dom. Ghirlandaio, Perugino, P. Matteo d'Ameria, Pintoricchio, Signorelli, 1481—84. Fresken in der *Buffalini-Kapelle* von Santa Maria in Aracoeli von Pintoricchio, 1484.

Fresken in der *Caraffa-Kapelle* von Santa Maria sopra Minerva, von Fra Filippino Lippi, 1488—1493.

Fresken in der Roverekapelle, Marienkapelle und im Presbyterium von *Santa Maria del Popolo*, 1485—1509 mit Unterbrechungen.

DIE BEDEUTENDSTEN WERKE DER HOCHRENAISSANCE IN ROM

Bramante:

Tempietto in San Pietro in Montorio 1500—02. Kreuzgang in Santa Maria della Pace.

Raffael:

Stanzen im Vatikan (z. T. unter der Mitwirkung von Schülern), 1508—17.

Loggien im Vatikan (Werkstattarbeit) 1517—19.

Vatikanische Pinakothek: Marienkrönung 1503; Madonna di Foligno 1511—12; Transfiguration beg. 1517.

Fresken in der Farnesina (größtenteils von Giulio Romano ausgeführt), vor 1514.

Santa Maria della Pace, Fresken (Sibyllen und Engel) 1514.

Architektur: Chigikapelle in Santa Maria del Popolo, 1512.

Entwürfe für Sant'Eligio degli Orifici, 1509.

Villa Madama um 1516—17.

Michelangelo:

Deckenfresken in der Sixtinischen Kapelle 1508—12.

Christusfigur in Santa Maria sopra Minerva, 1514—21.

Mosesfigur für das Juliusgrab in San Pietro in Vincoli, 1506—um 1516.

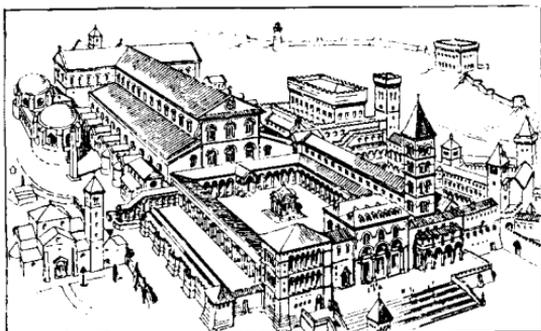
Leonardo:

1505 Arbeit an der Mona Lisa. 1513 und 1516 Aufenthalte in Rom, wo er sich mit philosophischen und theoretischen Fragen beschäftigte.

JOH. JAK. BACHOFEN

„Kein Teil Italiens kann sich an erhabenem Ernst mit Latium messen. An Reichtum und Üppigkeit der Natur übertrifft es der Süden unzweifelhaft, an Großartigkeit der Formen, an Feierlichkeit und Würde des Charakters steht er ihm ebenso entschieden nach. Es gibt eine Natur, deren schwelgerische Üppigkeit die Sinnlichkeit reizt und dadurch den Menschen zuletzt dem edleren Streben entfremdet; es gibt aber daneben eine andere, die durch die Harmonie ihrer Erscheinung, durch die Einfalt und Strenge ihrer Linien den Geist an Zucht gewöhnt und die sinnliche Kraft eines Volkes, ohne sie in ihrer Entwicklung zu hemmen, doch zugleich einem höheren geistigen Gesetze unterordnet. Solcher Art ist das Land um Rom, und solcher Art war auch sein altes Volk, Körper voll kräftiger Sinnlichkeit, Geister voll Zucht, in allem Fülle und in allem Maß, die schönste Harmonie des Lebens“.

ST. PETER

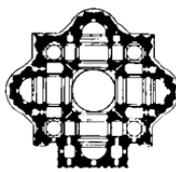


St. Peters-Basilika, begonnen 313 von Konstantin d. Gr., abgebrochen 1506. Der Schauplatz der Kaiserkrönungen des Mittelalters. (Rek. von B. Fletcher, Vergl. Architekturgeschichte, 1956).

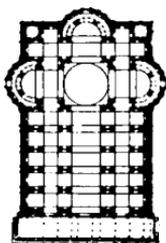
Das monumentalste Werk, an dem Italiens große Baumeister von Bramante bis Bernini gearbeitet haben, war der Neubau der Peterskirche. Die auffällige Basilika Konstantins wurde ab 1506 abgebrochen. Bramante hatte als Plan einen Zentralbau in Form eines griechischen Kreuzes ausgearbeitet, mit einer Kuppel über dem Petrusgrab, doch hat bereits er ihn wahrscheinlich in ein Langhaus abgeändert. Nach ihm folgten als Bauleiter, neben anderen, Raffael und Michelangelo. Letzterer hat, von den antiken Wölbungen des Pantheon und der Maxentiusbasilika angeregt, folgend auch der genialen Konstruktion Brunelleschis in Florenz, die gewaltige Kuppel entworfen, aber nicht vollenden können. Sie wurde, mit kleinen Abänderungen, von seinen Schülern Fontana und della Porta eingewölbt. Nach etwa hundertjähriger Bauzeit schloß Maderno die Ostfassade ab. Bernini, der Hochmeister des Barock, besorgte einen Großteil der Innenausstattung und schuf als Zugang den Petersplatz.



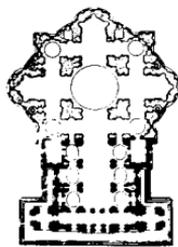
Bramante



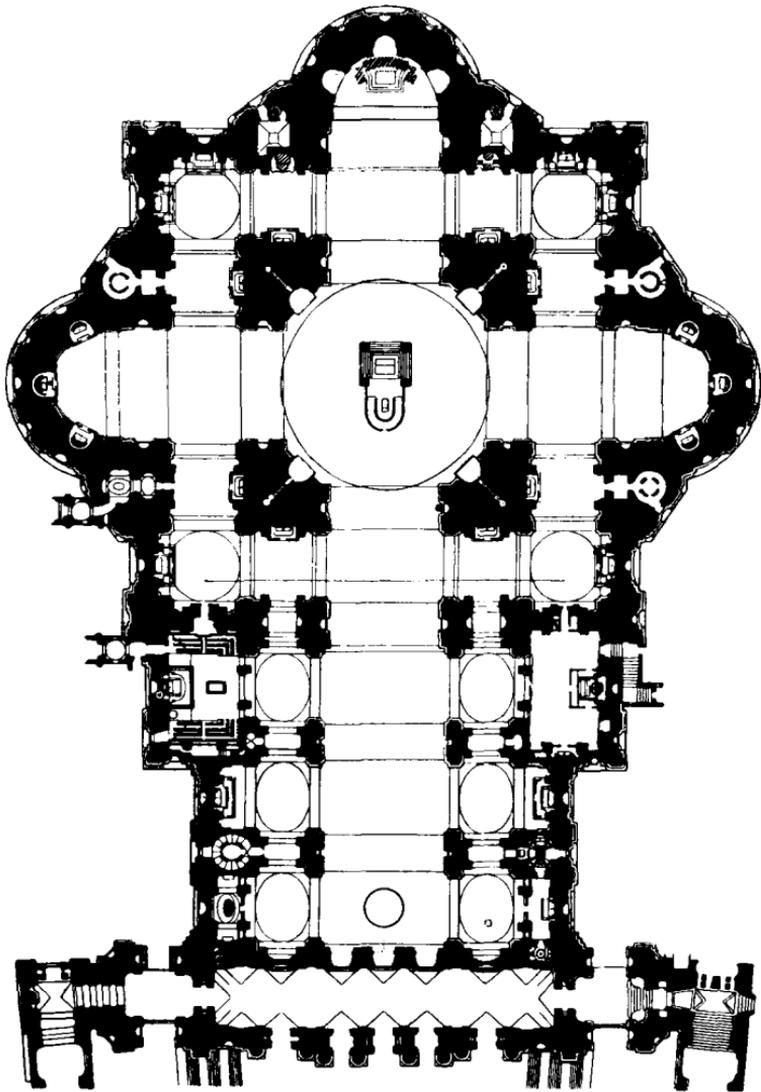
Michelangelo



Raffael



Maderno



Grundriß von St. Peter

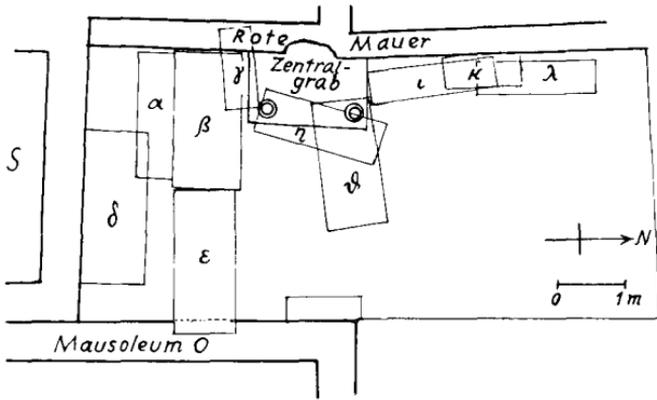
Was im neuen Tempel und seinem Vorhof zu Ehren des Apostels Petrus entstanden ist, kennt seinesgleichen nicht wieder in der christlichen Baugeschichte. Wie zwei ausgestreckte Arme — „es sind die Arme Christi, die die Welt umfassen“, schreibt Bernini selbst — nehmen die Kolonnaden die Pilger auf und vereinigen sie mit dem „himmlischen Hof“, der triumphierenden Kirche, die sich gleich einer Heerschau von Heiligen auf den Zinnen der Kolonnaden darstellt. Bei aller Geborgenheit in der Weite des gekrümmten Raumes aber wird man

hingedrängt zur Basilika, auf der Christus mit den apostolischen Zeugen seiner Lehre wartet.

Das Innere des Domes wirkt noch riesenhafter, doch in schön ausgewogenen Proportionen. Die weiten Maße des Raumes erschließen sich erst dem, der ihn nach vorne durchschreitet. Dorthin drängt gleich einer Zielgeraden das Langhaus, um den Pilger zur Confessio des Apostelgrabes zu geleiten. Rund um die Brüstung brennen still die Öllampen, unten kniet die von Canova gemeißelte Betergestalt Pius' VI. Über dem Hauptaltar, der dem Papst vorbehalten ist, hängt Berninis Bronzebaldachin auf gewundenen Riesensäulen, der Opferhandlung unerhörte Hoheit verleihend. Darüber wölbt sich noch riesiger die Steinkuppel. In schwindelnder Höhe (bis 123 m) reiht sich in Mosaik die himmlische Hierarchie empor bis zur gottsymbolischen Laterne. Dem Petrusgrab zugewandt steht in der Apsis Berninis Altar der Kathedra; darüber das Symbol des Heiligen Geistes im Fenster, dessen goldenes Licht, in den Bronzemassen weiterwogend, über den Stuhl Petri ausfließt. In den dunklen Thron ist eine alte Reliquie eingearbeitet, welche die Tradition als die von Petrus benutzte Cathedra bezeichnet. Sie wird ehrfurchtsvoll angerührt und gehalten von den feierlichen Figuren orientalischer und abendländischer Kirchenlehrer.

Hinter den Pfeilern öffnen sich in den Seiten- und Querschiffen geräumige Kapellen. Aus der früheren Basilika blieben die unter Altären beigesetzten Reliquien von Aposteln, heiligen Päpsten und Kirchenlehrern. Die meisten Altarbilder sind Mosaikreproduktionen von Gemälden italienischer Meister. In der ersten Kapelle rechts vom Portal steht als Altarplastik Michelangelos Pietà, ein Jugendwerk von wundersam gläubiger Empfindungskraft. In den Pfeilernischen repräsentieren die Statuen der Ordensstifter den Familienreichtum der Kirche. Besonders augenfällig sind die vielen Grabmonumente: St. Peter ist die Grabstätte der Päpste geblieben; von den 260 Nachfolgern Petri sind 144 hier begraben. Aus den Denkmälern der Barockpäpste, deren Gestalten inmitten anderer symbolischer Figuren lebensgetreu dargestellt sind, sprechen geistliche Hoheit und fürstliche Prunkliebe. Die besten Werke sind die Grabmonumente Berninis für Alexander VII. und Urban VIII., sowie Canovas für Clemens XIII. Die Särge der Päpste aus jüngerer Vergangenheit (ausgenommen die in Altarschreinen verehrten Pius X. und Innozenz XI.) ruhen in den Vatikanischen „Grotten“, eingemauert oder auch freistehend in Gängen und Kapellen der Unterkirche rings um die memoria Petri.

DAS PETRUSGRAB



O = Mausoleum der Familie Matucci, etwa 130

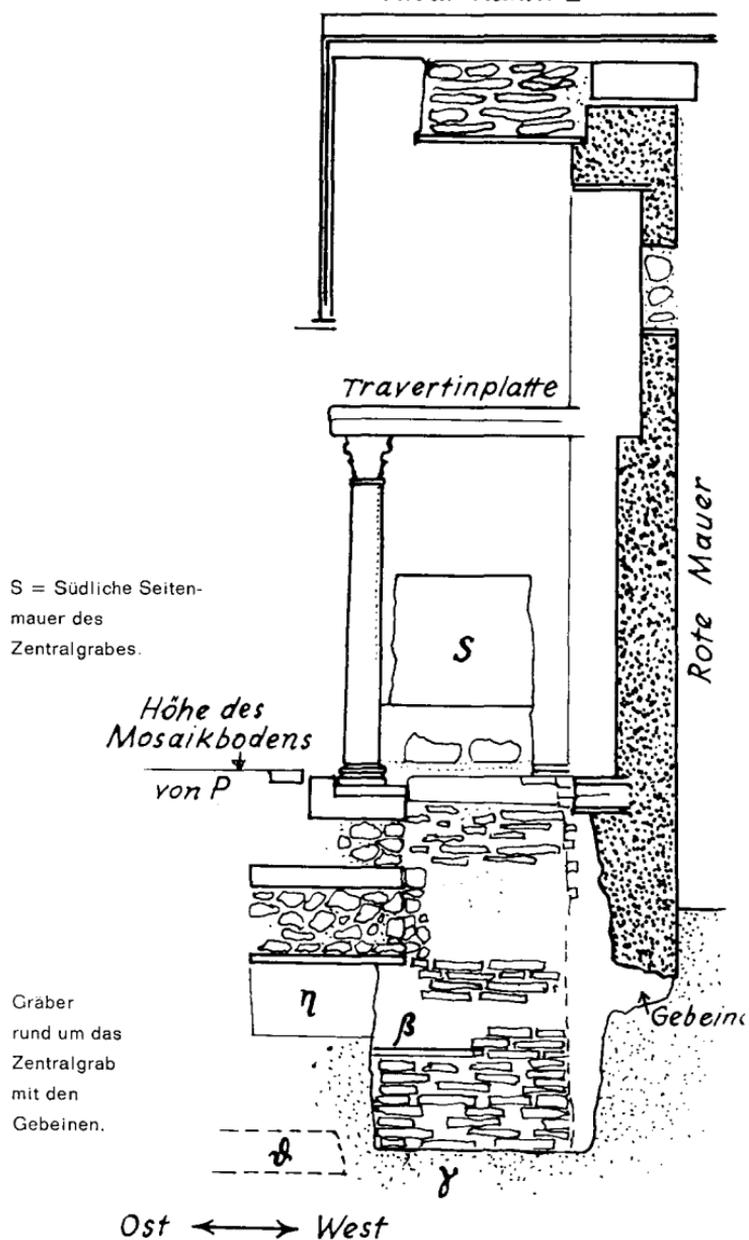
S = Anderes Mausoleum

Rund um das Zentralgrab Gräber des 2.—4. Jahrh., die sich rücksichtslos überlagern und überschneiden — nur der Raum des Zentralgrabes unter dem Tropeion bleibt sorgfältig verschont. (Nach E. Kirschbaum).

Das Petrusgrab ist der heiligste Ort Roms, den Pilger aufsuchen, gleichsam ein unantastbares Symbol. Wo am Rande der alten Stadt, jenseits des Tibers, gegen Westen der Vatikanhügel ansteigt, entstand jene „ehrwürdigste Zone christlicher Frühgeschichte“. Die säkulare Tradition sollte jüngst archäologisch bekräftigt werden: Pius XII. ließ unter Aufsicht des deutschen Prälaten Kaas 1939/49 Grabungen durchführen, die zu bemerkenswerten Ergebnissen führten (niedergelegt in den zwei Werken beteiligter Forscher: E. Kirschbaum, Die Gräber der Apostelfürsten; M. Guarducci, The Apostle's Tomb; aber auch Heussi, Die römische Petrus-tradition in kritischer Sicht). Die genaue Lage des Zirkus am Vatikan, also des Ortes des Martyriums Petri, ist noch ungeklärt. Dagegen wurde eine Nekropole, von deren Vorhandensein man bereits lange wußte, unter der Kirche freigelegt. Ihre Gräber reihen sich etwa zehn Meter unter dem Schiff der heutigen Peterskirche in westlicher Richtung. Teils heidnisch, teils christlich, reichen die ältesten wohl bis ins frühe erste Jahrhundert zurück. Manche sind Mausoleen mit kunstvoller Ausstattung, andere einfache Erdgräber. Die Stelle, auf die sich die Forschungen konzentrierten, war indes jene, über welcher sich die Petruskuppel wölbt, wo der heutige Papstaltar steht. Unter ihm liegen in tieferen

Schichten vermauert, ein Altar Kalixt II. (12. Jahrh.), einer von Gregor I. (um 600) und ein Denkmal Konstantins d. Gr. (von etwa 315). Auf dem Boden des alten Friedhofs weitet sich hier ein kleiner Platz (etwa 4 auf 7 m, mit P bezeichnet), im Osten und Süden vom Mauerwerk zweier Grabanlagen O (um 130) und S (etwas später) begrenzt. Im Westen verläuft als Grenzwand die berühmt gewordene Rote Mauer; ihre Ziegel tragen den vorkaiserlichen Namen Mark Aurelius eingebrannt, stammen also aus dessen Ziegeleien vor 160. Die erregende Besonderheit war ungefähr in der Mitte der Roten Mauer eine kleine Kapellenanlage, die jedoch nicht erst später eingelassen, sondern von Anfang an eingeplant war. Sie bestand aus zwei kleinen Säulen und einer waagrechten Steinplatte. Die Sockelreste und zwei übereinanderliegende, von der Mauer freigelassene Nischen lassen die Anlage gut rekonstruieren. Auf sie bezieht sich wohl die Mitteilung des Liber Pontificalis, einer Papstchronik des 6. Jahrh., von einem Gedächtnisbau für Petrus („memoriam B. Petri construxit“) durch Papst Anicetus († 166), der damit auch eine Bestattungsstelle für die Bischöfe vereinigte. Mit Sicherheit ist die Kapelle erwiesen als jenes Tropäion, von dem der römische Priester Gaius um 200 berichtet. Die Kapelle wurde indes bald etwas verändert, da eine neue Stützmauer eingezogen werden mußte, auf der die neuerdings erforschten Graffiti — Einkritzungen früherer Christen — zu sehen sind. Sie wurde mit Marmor ausgeschmückt, der Fußboden mit Mosaik belegt. Das Petrusgrab konnte freilich durch die Kapelle — wie heute durch die Kuppel — nur markiert sein; es war älter und mußte tiefer liegen. Auf dem Gelände von P fand man mehrere einfache anonyme Erdgräber eingelassen, einige davon aus der Zeit vor 150, die bemerkenswertesten ältesten (mit den griechischen Buchstaben γ und δ bezeichnet) sicher aus dem ersten Jahrh. (Ziegel verweisen auf die Zeit um 70). Parallel zu diesen Gräbern verläuft unter der Kapelle ein Graben, in dem zahlreiche Münzen gefunden wurden — die Gaben der Pilger aus 15 Jahrhunderten — vier davon sind Prägungen des 1. Jahrh. Ferner läßt unter der Kapelle das Fundament der Roten Mauer eine unregelmäßige Nische frei; unterhalb ihrer Öffnung kam der bedeutsame Fund menschlicher Gebeine zutage. Die Untersuchung ergab (nach Kirschbaum) Knochen derselben Person, näherhin eines alten Mannes, jedoch ohne Haupt, gefunden im Bereich eines alten Zentralgrabes, das aber infolge von Umbauten, die im 2. und 3. Jahrh. notwendig wurden, nicht mehr unversehrt war. Die Gebeine waren

Altar Kalixt II.



dabei, in offensichtlicher Absicht, sie zu erhalten, in der Kapelle deponiert worden, somit an einem so auffallend zentralen Ort, daß die Gebeine selbst von außerordentlicher Bedeutung erscheinen. Im übrigen wäre ein Kapellenbau in geringfügiger Entfernung neben der Roten Mauer leichter gewesen. Daß die wirkliche Lage der Kapelle den Ort des Grabes (und nicht etwa den des Martyriums) meint, erweisen der Grabcharakter der Anlage, der Name „Tropaion“ (= Siegeszeichen, mit dem Gaius das Grab des Apostelmärtyrers Petrus am Vatikan rühmt, gegenüber seinem literarischen Gegner, der sich auf verehrungswürdige Gräber in Kleinasien beruft), und ein griechisches Grafitto an der Roten Mauer aus der Zeit vor 200: PETROC EN (Hier ist Petrus).

Nach Kirschbaum ist es also eine Kette von Beweisstücken — das Grabhaus Konstantins, darin das von Gaius genannte Tropaion und in dessen Schoß die Reste des ursprünglichen Grabes — die, alle zusammengenommen, einen für die Tradition des Petrusgrabes am Vatikan positiven Schluß ergeben, will man nicht eine konvergierende Kette von Zufällen darin sehen. Er schreibt selbst: „Die Entdeckung des Apostelgrabes besteht nicht in der Freilegung eines materiell erhaltenen Grabes, das sich (etwa durch Inschrift) als Petrusgrab bezeugt, sondern in einem schwierigen Indizienbeweis, daß eine bestimmte, genau umschriebene Grabstelle das Apostelgrab gewesen sein muß. Allerdings sind die Indizien so klar und zahlreich, daß uns eine echt historische Sicherheit gegeben erscheint.“

Die ersten Bischöfe von Rom verwalteten ihr Amt im Bewußtsein petrinischer Nachfolge und apostolischer Tradition, für die auch das Petrusgrab bürgt. Ihre Sonderstellung in der Gesamtkirche ist aber relativ selten nach außen in Erscheinung getreten (so im 1. Jahrh. im 1. Klemensbrief an die Korinther). Sie feierten und litten mit ihrer Gemeinde. Weltlichen Einfluß konnten sie im heidnischen Staat kaum haben; vielmehr traf sie das Schicksal der Märtyrer: alle Päpste bis 313 werden als Heilige verehrt. Die Papstgruft der Kalixtus-katakomben ist ein eindrucksvolles Zeugnis. P. Anton Fink

Deutlicher als an jedem andern Ort spürst du in Rom, daß etwas vom Pilger in uns allen steckt.

Möchtest du auch spüren, daß jedem Pilger die Heimkehr verheißen ist.

(Werner Bergengruen, Römisches Erinnerungsbuch)

Römische Paläste - Römische Brunnen

I.

Als Stadt der Kurie teilte Rom das Schicksal des Papsttums. Blüte und Zerfall seiner Machtstellung haben sich tief in das Stadtbild eingegraben, sei es durch das Vorhandensein prachtvoller Kirchen und Paläste aus bestimmten Jahrhunderten, sei es durch deren Fehlen in Zeiten des Niedergangs. Zu keiner Epoche war die Stadt verlassener, öder, stärker vom Ruin bedroht, als in den 68 Jahren der „Babylonischen Gefangenschaft“ der Kirche in Avignon und in den darauf folgenden des Schismas. So ist die Kunst der Frührenaissance auf florentinischem Boden, nicht in Rom herangewachsen.

Von den mittelalterlichen Wohnungen und Türmen der großen römischen Adelsfamilien blieben nur spärliche Reste erhalten. Der eigentliche Bau von signorilen Residenzen, die fast stets als Paläste für die Nepoten der Päpste errichtet wurden, setzt erst mit der Hochrenaissance etwa 1500 ein.

Zu den wenigen markanten Beispielen der Architektur des Quattrocento in der Ewigen Stadt gehören der um 1457 errichtete Palazzo Capranica, der etwas steife Palazzo Torlonia (früher Giraud) an der Via della Conciliazione und vor allem der vom bahnbrechenden Genius Leon Battista Albertis für den Venezianer Pietro Barbo, den späteren Papst Paul II. (1464—71), entworfene Palazzo Venezia (begonnen 1455). Das mächtige Gebäude mit seinem festungsartigen, noch an das Mittelalter erinnernden Äußeren birgt einen eleganten, leider unvollendeten Hof mit Bogenhallen. In ihm verbinden sich „Humanismus und Herrentum, Altertumsliebe und Herrschaftsdrang“ (Bruhns) zu einem vornehmen Ganzen. Aber Außenfront und Hof stehen noch wie bei den frühen florentinischen Palästen im Gegensatz zueinander.

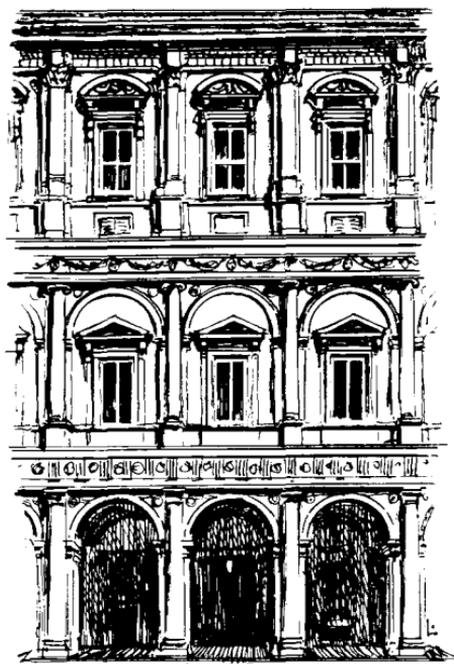
In voller Erhabenheit ist der klare Geist der Hochrenaissance ins Licht der Ewigen Stadt getreten. Ihr eigentlicher Begründer, Bramante, nach seiner Mailänder Zeit in den 15 Jahren seines römischen Lebensabends durch die Anschauung der Antike zu voller Größe gereift, nahm zumindest starken Anteil am Bau des Palazzo della Cancelleria, jenes großzügigen und formvollendeten, in Außenansicht und Hof einheitlichen Gebäudes, das den mathematisch nüchternen und weltlichen Geist jener Zeit widerspiegelt. Der Palast wurde für den ebenso jungen wie verdorbenen Kardinal Raffael Riario, den Ne-

poten Sixtus' IV., errichtet. Die Titelkirche des weltlich gesinnten Jünglings im Purpur, San Lorenzo in Damaso, wird von der Fassade des Palazzo geradezu verschluckt. Wer immer leitender Baumeister gewesen sein mag — es werden mehrere Namen genannt — die Vollkommenheit der Formbeherrschung und die Disziplin der Linienführung erheben die Cancelleria in die Reihe der schönsten Wohnbauten ihrer Zeit.

Auch der Sienese Baldassare Peruzzi trug zur „Klassik“ der Epoche bei. Seine „Farnesina“, ein 1508—11 für den reichen Bankier Agostino Chigi in Form eines Tricliniums errichteter Gartenpalast in Trastevere, verfügt über Leichtigkeit und große Eleganz. Die berühmten Fresken Raffaels, das Märchen von Amor und Psyche, seine Galathea, sowie die dekorativen gemalten Prospekte Peruzzis zeugen vom heiteren Leben in diesen Mauern. Bei den prächtigen Gelagen der Geldfürsten erhielt jeder Gast ein mit seinem Wappen gezieres Silbergedeck, das nach beendetem Mahle in den Tiber geworfen wurde. (Allerdings fing ein großes Netz das Geschirr auf.)

Als reifes Spätwerk unseres Architekten stellt sich der eigenwillige Palazzo Massimo alle Colonne am Corso Vittorio Emanuele vor. Der konvexe, mit dem starken horizontalen Gebälk gut in die Straßenflucht passende Bau vereint Schwere mit klarer Gliederung. Durch den Hell-Dunkel-Kontrast der tiefen, streng symmetrisch angeordneten Vorhalle betritt man zwei enge Höfe. Im älteren hinteren Teil des Palazzo richteten die Deutschen Pannartz und Schweinheim 1467 die erste römische Buchdruckerei ein.

Zu den großen Baumeistern der Ewigen Stadt gehört der in Florenz geborene, aber mit Rom eng verbundene Antonio da Sangallo der Jüngere. Seine edle kleine Farnesina dei Baullari ist ein Schmuckstück der Renaissancekunst. Sie fügt die edlen und feinen Bauformen und Ornamente ihrer Zeit zu einem anmutigen und vornehmen Eindruck zusammen. Vielleicht hat französischer Geschmack hier mitgewirkt, denn das Gebäude wurde für einen französischen Diplomaten an der Kurie errichtet. Sangallo verstand sich auch auf eine andere Formensprache. Willenskraft, Würde und Sinn für Macht drückt der cäsarische Palazzo Farnese aus, dessen Steine z. T. dem Colosseum entnommen wurden. Seine Baugeschichte reicht von 1514 bis gegen Ende der vierziger Jahre. Bauherr war Kardinal Alessandro Farnese, der spätere Paul III. Strenge Symmetrie herrscht nicht nur durch die Ausrichtung des Palastes auf eine Achse, sondern findet sich auch in der Planung und Durchführung der Straßenzüge auf ihn hin. Ihm geht die sparsame



Palazzo Farnese, Hoffassade
 (Antonio de Sangallo, Obergeschoß von Michelangelo)

Nüchternheit der rein horizontal gegliederten Cancelleria ab. Das stark hervorragende mächtige Gesims, das an den Palazzo Strozzi in Florenz erinnert, bestimmt die Außenfront. Den Ausgleich zwischen vertikalen und horizontalen Linien zeigt die Hofseite. Michelangelo, der Sangallo in der Bauleitung von Sankt Peter wie hier ablöste, hat ihr den Stempel seiner genialen Kunst aufgedrückt; vollendet hat ihn Giacomo della Porta. Unter den großen römischen Palästen seiner Zeit gebührt ihm der Vorrang. Weder der Palazzo Chigi Giacomo della Portas, noch die Palazzi Madama, Mattei oder Ruspoli kommen ihm gleich.

Dem Pontifikat Pauls III. verdankt Rom auch die Neugestaltung des bisher vernachlässigten Kapitulinischen Platzes. Michelangelos Plan erfaßte die großen architektonischen und städtebaulichen Schwierigkeiten des Projektes und löste sie genial. Drei Paläste, der Konservatorenpalast und sein Gegenüber, das heute einen Teil des Museums birgt, sowie der grö-

ßere Senatorenpalast, umgeben das in der Mitte auf dem höchsten Punkt aufgestellte Reiterdenkmal des Marc Aurel. Ein großes Sternmuster im Ovalrahmen gliedert den Boden und fügt die gesamte Baumasse um das Trapez des Platzes. Giacomo della Porta hat sich nach dem Tode des Meisters i. g. an dessen Pläne gehalten, er hat nur da korrigiert, wo es galt, allzu starke Spannungen lässig aufzulösen. Seltsam sind die Palastbauten aus der Zeit Julius' III. (1550—55). Unter ihnen sticht der von einem Ferraresischen Architekten gebaute Palazzo Spada besonders hervor. Die reich geschmückte Fassade sowie die mit vielen Götterstatuen gezierte Hofseite verweisen den Bau schon in den Manierismus. Borromini hat ihn später restauriert und ihm eine illusionistische „galleria“ beigefügt.

In persönlichem und sachlichem Wettstreit ringen Bernini und Borromini um die gültige Form des römischen Barockpalastes. Sie wurde vor allem dort gefunden, wo beide Meister zusammenwirkten: in dem unter Urban VIII. errichteten, mit großer Pracht ausgestatteten Palazzo Barberini (1625—33). Hatte sich bisher der römische Palazzo seit der Hochrenaissance wenig entwickelt, so entstand in ihm durch Anregungen aus Frankreich und Oberitalien der prächtigste und zugleich kunstvollste römische Barockpalast, dessen Innenausstattung die Apotheose der Barberini zum Thema wählte.

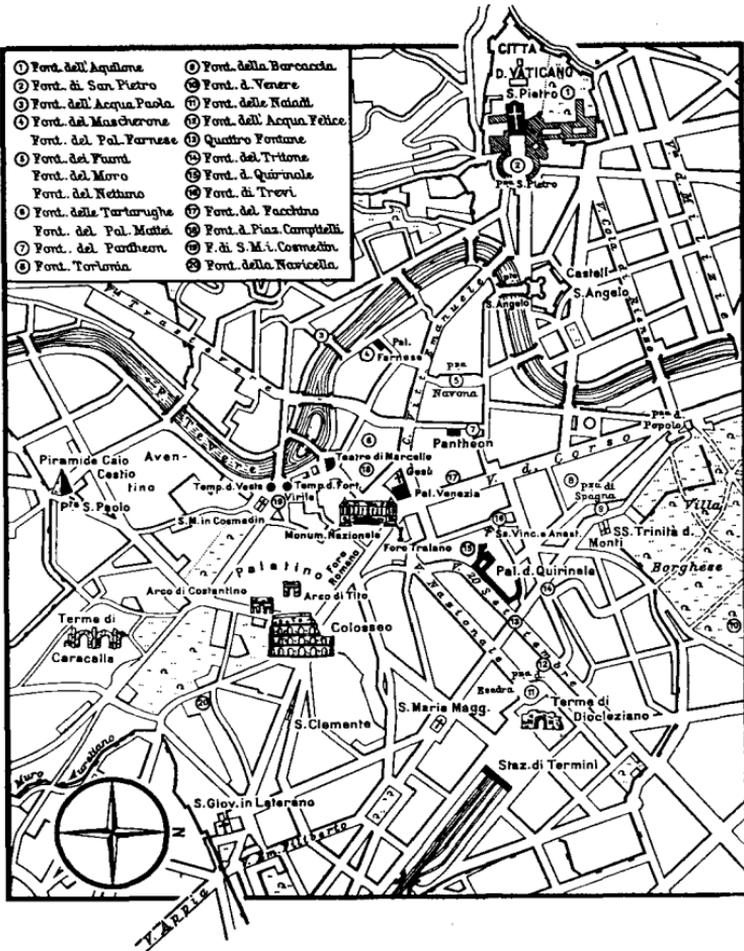
Bernini verdanken wir auch den Palazzo di Propaganda Fide an der Piazza di Spagna. Ebenso strahlen seine Spätwerke, der Palazzo Montecitorio (heute Parlament) und die Front des Palazzo Odescalchi nach der Piazza Santi Apostoli, den Glanz und das Selbstbewußtsein des römischen Seicento aus.

Eher locker und leicht erscheint die päpstliche Sommerresidenz auf dem Quirinal. Obwohl an ihr außer Bernini auch Fontana, Maderno und Fuga wirkten, vermittelt sie einen einheitlichen Eindruck.

Der letzte große römische Palast entstand unter Pius VI. (1775—99). Damals lebte der Glanz des Nepotismus baulich mit dem Palazzo Braschi noch einmal auf. Aber der Raum war knapp geworden. Der Palast fügt sich allzu ungleichmäßig den engen und verwinkelten Gassen der Altstadt ein.

II.

Ihren Reichtum an frischem Wasser verdankt die Ewige Stadt den zahlreichen antiken und neueren Aquädukten. Die Aquae Virgo, Marcia, Tepula, Claudia und Traiana befriedigten den Bedarf der antiken Stadt reichlich aus den Sabiner und Albaner Bergen und vom Gebiet des Braccianer Sees her. Viele von



ihnen wurden durch die Päpste erneuert und erweitert. Heute noch fließen dieselben Wasserströme unterirdisch in die Stadt; nahezu jeder der größeren palazzi der alten Stadtviertel ist an eine dieser Leitungen angeschlossen und verfügt über einen teilweise kunstvollen, oft aus antiken Fragmenten zusammengesetzten Brunnen im Hofe. Als Südländer kennen und schätzen die Römer das „alte Wasser“. Viele wissen am Geschmack sofort dessen Herkunft zu bestimmen und haben sich eine Meinung darüber gebildet, bei welchen Leiden es hilft. Auch der Einfachste glaubt teilzuhaben an der volkstümlichen Wissenschaft über die Heilkraft und Nützlichkeit der „acque“. Viele

Der Plan ist mit Genehmigung des Knorr und Hirth-Verlages dem Bändchen R. Hagelstange, Röm. Brunnen, der Reihe „Das kleine Kunstbuch“ entnommen.

Haushalte entnehmen ihr Trink- und Kochwasser nicht der modernen Leitung in Küche oder Bad, sondern dem Brunnen im Hof. So besteht ein verwirrendes System verschiedener Leitungen in der Stadt.

Große Brunnen, geradezu „Wasserschlösser“, gab es schon in antiker Zeit, wie die zahlreichen Nymphaeen oder etwa die „Trofei di Mario“ am Ende der Aqua Julia auf der heutigen Piazza Vittorio Emanuele II. beweisen. Leider haben sich in Rom bedeutende mittelalterliche Brunnen, wie wir sie in Siena oder Perugia finden, nicht erhalten. Was vorhanden war, wurde vom 15. bis zum 18. Jahrhundert dem Bedürfnis nach größerer Prachtentfaltung entsprechend meist völlig umgebaut. Seit dem 16. Jahrhundert liegen Anlage und Veränderung solcher „fontane“ in den Händen der bedeutenden Architekten und Bildhauer Roms. Sie waren stets bestrebt, ihre Brunnenbauten architektonisch und räumlich der Umgebung anzupassen. Als erster hat Domenico Fontana auf Befehl Sixtus' V. den älteren Typ der Kelch- oder Kantharusfontäne durch das große Brunnenhaus bei Santa Susanna abgelöst (Mosesbrunnen).

Man kann, wenn auch nur oberflächlich, zwei Grundtypen herausstellen: Die Brunnen, die inmitten einer piazza errichtet wurden und ihr einen Akzent verleihen, sie gliedern und solche, deren Kulisse sich, sei sie unscheinbar klein oder gleich einer mächtigen Fassade, an einen bestehenden Bau anlehnt. Beide Spielarten entfalten sich in der Ewigen Stadt in vielen Variationen zur höchsten Kunst. Das Wasser wurde gewissermaßen Bestandteil, wesentliches Glied der Architektur und der Aufteilung von Raum und Fläche.

Viele römischen Plätze sind mit ihren Brunnen zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen. Was wäre die Piazza della Rotonda ohne Longhis Marmorschale und den Obelisken, was die Piazza del Popolo ohne das Zusammenspiel von Obelisk, Wasserbecken und Einfassung des Platzes, und wie könnte die Piazza Navona ohne ihre drei Brunnen, ohne die Fassade von Sant' Agnese und die auf sie antwortende Fontana dei Fiumi lebendig erscheinen? Auch auf dem Petersplatz müssen Kolonaden, Brunnen und Obelisk zusammen gesehen werden. Untrennbar miteinander verbunden sind Raum, Architektur und Brunnen auf der Piazza Farnese, vor Santa Maria in Trastevere und auf der Piazza della Bocca della Verità zwischen dem römischen Rundtempel und Santa Maria in Cosmedin. Unvergeßlich vereinen Obelisk, Dioskuren und Brunnen auf dem herrlichen Quirinalplatz ihre Wirkung, obwohl sie ver-



Fontana di Trevi
(Entwurf Bernini, Ausführung Nicola Salvi, 1762)

schiedenen Epochen der Kunst entstammen. Der Sinn für festliche Gestaltung findet sich auch in unzähligen Brunnen auf kleineren Plätzen, abseits der Hauptstraßen, etwa bei der Fontana delle Tartarughe, dem graziösen Schildkrötenbrunnen auf der Piazza Mattei, in der Navicella auf dem Caelius, in der Villa Medici und im Park der Villa Borghese.

Berninis eleganter Triton auf der Piazza Barberini ist dagegen allzusehr vom Verkehr umbraust und nur mit Gefahren zu erreichen. Die Fontana della Barcaccia auf der Piazza di Spagna ist etwas zu breit und tief angelegt; sie befriedigt ebenso wenig wie die Monumentalfigur des Moses an der gleichnamigen Fontäne bei Santa Susanna. Ihr Künstler sei, so sagt man, aus Gram über die Kritik an seinem Werk, dessen Abstand zum Moses Michelangelos ihn tief schmerzte, gestorben. Der Brunnen zählt schon zu denen, die sich als Brunnenwand oder Brunnenhaus am Rande der Straße an Hausmauern anlehnen. Dazu gehören auch die „Quattro Fontane“ als raffinierte und elegante Ecklösung einer Kreuzung zweier relativ enger Straßen, der Brunnen am Ponte Sisto und vor allem die monumentale Barockkulisse der vielbesuchten Fontana di Trevi, durch die täglich 80000 cbm Wasser fließen.

Schließlich sei an die zahlreichen kleinen, an die Palazzi der Innenstadt gefügten Brunnen erinnert. Sie sind heute noch volkstümlich, da man aus ihnen schöpft und trinkt. Da gibt es z. B. den Wasserträger (fontana del Fachino), das Schwein in der Via della Scrofa (seit 1870 allerdings kein Brunnen mehr) und mehrere Masken und Wappentiere der Päpste.

Die Fülle der Erscheinung zwingt zur Konzentration auf das Wesentliche. Ich meine, es gibt in Rom so etwas wie die „Idee des Brunnens“ und zwar in der einfachen, aber besonders edlen Symmetrie der kleinen Granitschale vor der Villa Medici auf dem Pincio. An einer Stelle, an der niemand einen Brunnen sucht, fügt sie sich so sehr ein, daß sie angesichts des Blickes auf die Stadt oft übersehen wird.



Conrad Ferdinand Meyer

Der Römische Brunnen
Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiern, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

Beschreibung Einer Kaiß/

Welche der

Dröchleuchtig Hoch=
 Geborne Fürst vnd Herr / Herr
 Friderich Herzog zu Württemberg vnnnd Teckh / Graue
 zu Mämpelgart / Herz zu Heidenheim / Ritter beeder Königl^{ich}
 Her Orden in Franckreich vnnnd Engelland / 2c. Im Jahr / 1599.
 felbs Neunde / auß dem Landt zu Württemberg
 in Italam gethan.

Demnach auch nun von vilen jahren hero auß Teutschland, niemand durch Italien raysen mag, ohne Vede (wie sie es nennen) oder schriftlichen schein, je von einer fürnehmen Statt zu der andern, das nemlich man nicht von Orten herkomme, do der Luft nicht gut, vnnnd die Pestilentz regieren möchte, welches dann ein beschwerlich ding, nit allein darumm, das man an allen orten Gelt geben muß, sondern auch (es seye Tag oder Nacht) unverhindert fortkommen mag, also haben gemeinlich die jenigen, so auß Teutschland in Italam dise straff gebrauchen, zu Bregentz oder Veldtkürch, jhre erste Vede, oder schriftlichen schein, durch Italam zu passieren, zu nemen im brauch, haben also jhre Fürst. G. für sich selbst, und dann unß dienern, einem jeden insonderheit ein Vede, oder Urkund, zu Bregentz schreiben lassen, dieweil aber jhre F. Gn. in Italia, nicht an allen Orten bekandt sein wöllen, haben dieselbe sich nit Hertzog von Württemberg, sondern Junckher Fritz von Sponeck, nicht allein in diser Vede, sonder durchauß in gantz Italien (wa die unbekandt sein wöllen) schreiben lassen, welcher nahme von dem Bergschloß Sponeck am Rhein, nicht weit von der Statt Breysach gelegen, vnnnd jhren Fürst. Gn. zugehörig ist, genommen werden.

MONTEFIASCON

Von der Statt Montefiascon weiß ich nicht viel zu melden, dann wir bey Nacht dahin und vor Tag wider herauß gezogen, das aber weiß ich woll, das der Würth jhre F. G. und uns alle trefflich woll Tractiert, ohnangesen das es umb Weyhennacht gewesen, neben andern gut gebratne Lerchen, unn den aller



Herzog Friedrich von Württemberg, v/o Fritz von Sponeck
(aus der 2. Ausgabe bei Cellio, Tübingen 1603)

lieblichsten Muscateller, so wir auff der gantzen Raiß getrunken, geben hat, gab auch bey etlichen zimlich gute Reusch. Ohngefehr 4. oder fünff Welsche Meil von der Statt Rom, ist das Landt wolerbawen, bald fangen an die Wein, Kraut und Lustgärten, auch schöne Palatia darin, das wehret biß an die Statt Rom.

ROM

Es kamen aber jhre F. G. selb vierd, ongefahrdrey stund vor uns in der Statt Rom an, waren daselbsten auch durch Mittel einer guten Verehrung ohne sondere verhinderung bald zu der Porten eingelassen, wir andere aber, die wir nicht Lust viel zu verehren hetten, wurden lang under dem Thor auffgehalten, unsere Vällisser, unnd Sattel Taschen eröffnet und ersucht, also zogen jhre F. G. selb drit, in der Herberg beim Beeren: wir andere zum Schwerdt ein, war unser Tagraiß vierzehn Welsche Meil, und hatten gar ein hüpschen hellen Tag.

Nuhn seind wir zu Rom, in der berühmtesten Statt, so jemalen gewesen, welche vor jharen ein gewaltige Herrscherin schier der gantzen Welt gewesen ist, uber welcher schöne und grösse sich alle Völker verwundern und sie gleichsamb angebetet haben, da sie noch ein Sitz des Allermächtigesten Kayser-

thumbs gewesen, ist heutigs Tags ein Residentz des Babsts und seiner Fürnembsten Glidern, dem vorigen Glantz unnd Herrlichkeit gantz nicht zu vergleichen.

Es haben jhre F. G. so bald sie zu Rom ankommen, einen Gutscher dieselbige alle Tag in der Statt Rom, hin unnd wider zuführen bestellen lassen, unn haben nachfolgende Ort mit fleiß besichtiget.

*

Dises Amphitheatrum, hatt nach zerstörung der Statt Jerusalem Titus, Vespasiani Sohn, erbawen lassen, daran sollen 30000. Leibegner Knecht, eilff gantzer jahr (wie die Historien melden) gearbeitet haben, ein uberauß groß gwaltig Gebäuw, heutigs tags sehr zerfallen, man sihet aber woll noch seine Form und Grösse, ist in einer Oval oder ablenkten Rundung, sein Hoff ist inwendig lang 130. schritt und 80. Schrit brait, die Mawren und Gewölber, auff jeder seiten zusammen dick 50. schritt, die lenge Mitten hindurch 230. schrit, in gewaltiger Höhe, alß von lauter gehauwenem Quader, aussen herumb, mit Gesimbsen, Seulen und Columnen, ganz Künstlich auffgeführt, darinnen etlich vil Tausendt Personen platz gehabt, den Spilen, Kempfen, Gejägden unnd dergleichen (welche jährlich darinnen mit unsäglichem Unkosten gehalten worden) ohne eines des andern hinderung zu zu sehen.

Zu nechst bey disem Amphitheatro stehet ein herrliche Triumphporten, welche dem Kaiser Constantino zu Ehren erbauwet worden.





Schildkrötenbrunnen (Handzeichnung
Schickhardts nach Dr. W. Heyd)

Man zeigte uns auch daselbsten einen alten Thurn, erzehlte uns darvon ein seltzame Fabell oder Geschicht, wie nämblich im selben Thurn vor zeiten Virgilius von seiner Bullschaft betrogen were worden, alß sie jhne an einem Sail zum Laden herauß, und auff der helfft aber meniglichen zum Spott, hangen habe lassen, mit vermelden wie er sich wider an jhr gerochen. Obs nun woll einer Fabell gleicher, dann einer geschicht, so wird es doch für ein geschicht erzelt.

*

Eben in gemelter gegne stehet ein sehr alt Gebeuw, so der Tempel des Fridens gewesen, es sol die größte Seul von einem Stuck zu Rom daselbsten sein, drey Gewölber seind noch zimlich gantz, sonst ist es fast alles verfallen, und ligen grosse Stuck von alten Gemeur, wie gantze Felsen darbey. Man sagt das alle jahr seither der Herr Christus auff die Welt geboren worden, in der Christnacht, ein groß Stuck von disem Bauw falle. Dieweil ich eben umb dieselb zeit des jahrs zu Rom gewesen, hab ichs vor, unnd hernach mit fleiß besehen, aber gar nicht mercken können, das in derselben zeit etwas darvon gefallen were, das aber hab ich woll gehört (gleichwoll nit selber gesehen) das eine alte Kirch nicht weit darvon, S. Cosman genandt, am Neuwen jahrs tag, Anno 1600. weil wir noch in der Statt gewesen, allerdings eingefallen sein soll.

*

Ob es gleichwol in der Statt Rom, an etlich Orten, auff gemeiner Gaß, alß vor S. Peter, auff dem Capitolio unnd darunder, an zwey oder dreyen Orten, deßgleichen bey S. Maria Rotunda, auff dem Grossen Marckt, nicht weit darvon, unnd sonst noch an vilen Orten mehr, schöne springende Röhrbrunnen hat, so gebrauchen doch die Römer gemeinglich nur das Tyber wasser zum Kochen und Trincken, den gantzen Tag führet man in Hültzeläglen Tyberwasser auff Eseln herumb fail, welches die Burger (auch die schon nahe bey der Tyber wohnen) kauffen, füllen es in gar grosse darzu gemachte Jrdinehäfen, es sey so trüb es wöll, wird es in 24. Stunden,

schön und lauter. Man sagte mir auch, das es nit ubel schmekk-
kend werde, man behalt es, so lang man wölle, diß halten sie
für das gesundest wasser.

*

Zween Tag vor dem Christag, wurde die Herberg zum Beeren,
darin jhre F. G. gelegen, in der Nacht mit gewehrter Hand
umbgeben, der Würth auffgeweckt, und jhme angezeigt, das er
auß Befelch der Oberkeit die Herberg also bald eröffnen, und
was er für Gäst darinnen hab, anzeigen wölle. Darauf nicht
allein das Hauß, sonder fast alle Gemach in der Herberg (wie
auch das Gemach, in dem jhre F. G. gelegen) also bald er-
öffnet, unn besucht worden. Warauff nuhn solches angesehen
gewesen, haben wir nicht erfahren können, dise aber, so die
Herberg ersuchten, gaben für, das sie einen der ein Todtschlag
begangen hatte, suchten, wir haben aber nicht erfahren könden,
das in andern Herbergen auch seye gesucht worden.

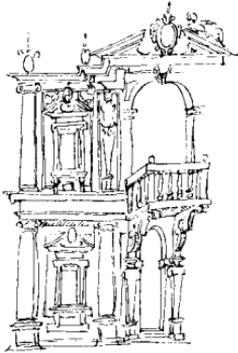
*

Die zeit so jhre F. G. zu Rom gewesen, seind auß viel und
mancherley Ländern ein grosse anzall Bilger, zu eröffnung der
Heiligen Porten, zu Rom ankommen, es hat aber ein brauch zu
Rom, das alle Bilger, die da ankommen und es begeren, so
lang biß sie jhrem gebrauch nach, die Siben Kirchen besuchen,
in dem Spittal, jhr stattliche underhaltung haben, welchen Bil-
gern, sie seyen auch so Arm, und geringes ansehens, alß sie
immer wölle, von Fürnemen Edlen Römern auffgewart wird,
jhre Füß gewaschen, und zu Tisch gedient, deren dann (wie
man uns berichtet) dieser zeit auff die 2000. in gedachtem
Spittal gespeißt worden.

Es haben auch alle Tag, von den Bilgern acht Personen in des
Bapsts Pallast, in seinem Gemach, neben jhm (doch an einer
besondern Tafel) gessen, da jhnen dann der Bapst selber das
Handtwasser geben, auch selber eingeschenckt hat, welches (wie
man sagt) ein gantz jahr im Iubileo wehren soll, man sagt
auch, das der Bapst in gedachten Spittal, damit die Bilger
desto besser zu erhalten, auff dißmahl zwölfftausendt Cronen
geschenckt habe.

HEILIGES JAHR

Damit aber fürneme Personen, die eröffnung gedachter Porten,
desto besser sehen möchten, ist gegen der Porten uber ein Ge-
rüst von Holtzwerck auffgericht, darauff fürneme Fürstliche
Personen geordnet, auch andere Herrn, und Grauen, durch
Mittel des Guardi Hauptmans, gestelt worden. Jhre F. G.
seind nicht zwölff schrit, vom Bapst gestanden, aller nechst bey



Teilansicht einer römischen Villa
(Handzeichnung Schickhardts nach Dr. W. Heyd)

der Guldin Porten, das sie alles gar woll haben sehen können, auch gleich nach dem actn mit der Schweitzer Guardi, durch gemelte Porten durchgangen, in eim so großen Getreng, das auch jhr F. G. der Mantel gar nahe were dahinden gebliben. Die Andacht aber war nie so groß, jren F. G. wurde ein schlagendt Uhrlein aus dem Hosensack gestolen.

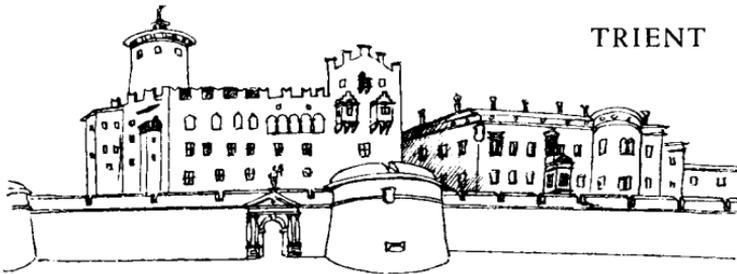
Immittelst trenget das Volck, mit ohngläublicher anzahl, unnd grossem Eyfer (mancher des ertruckens halben mit gefahr leibs unnd lebens) hinzu, namen Kalch unnd Stein von der eingerissnen Mawr, welches sie dann für ein sonderlich Heiligthumb auffgehoben.

Alß nun Heinrich Lest, ein starcker Junger vom Adell, diß ubermessig groß Getreng sahe, und das man sich so hefftig umb dise sach gerissen, vermeint er (sonderlich dieweil es auch die Gülde Porten genendt worden) das Volck risse sich also umb das Gold, so etwa in der Mawr gesteckt, versucht also sein Stercke, und tringet mit grossem ernst, under anderm Volck hinzu, bekompt auch ein Handt voll Stein und Kalch von gedachter Mawr, alß er aber gesehen, das kein Goldt darunder gewesen, leßt er solches fallen, versucht sein Heil zum andern mahl, bringet auch (gleichwoll nicht mit geringer mühe) noch ein Handt voll deß vorigen Zeugs herfür, alß aber noch kein Goldt vorhanden, warff er solches mit grosser Ungeduldt wider von sich hinweg, eylet von dem Getreng unnd klaget sein groß Unglück, zeigt an, wie das er mit großer Mühe zwo Händtvoll von der Mawren, aber nie kein Goldt darunder bekommen habe, welcher dann damit wol Vexiert worden.

Auf der Heimreise brennendes Erdgas

Nach der Mahlzeit ritten wir von Pietro mala auff den Apeninum, zwischen hohen Bergen, ungefähr ein halbe stund wegs von gedachtem Dorff, kamen wir zu einem brennenden Berg, welcher immerzu, ohn alles auffhören, Sommer und Winter,

mit einer hellen Flammenden Feur brennet, doch (wie man uns berichtet) zu Kalter und Nasser zeit mehr, dann so es Dürr und Warm ist, je mehr es darein regnet, je grösser Flammen es geben soll, wann wir in der nähē bey dem Feuwr, da wir doch sonst keins gesehen, mit einer Hauwen under sich gegraben in die Erden, ist gleich Feur herauß geschlagen, weder Schwebel, noch Steinkolen haben wir darbey finden mögen. Es gibt auch das Feuwr kein starcken Geruch von sich, allein reucht es ein wenig nach Schwebel. Jhre F. Gn. seind an einem Ort, etliche mahl dardurch Gesprungen, haben auch selber mit der Hauwen Feuwr auß der Erden gegraben, die Leuth zu Pietro mala, welche uns zu disem brennenden Berg geführt (dann es sonst nicht unsers wegs gewesen) zaigten uns an, das diß Feur, Silberne unnd Kupfferne Müntzen außwerffe, deren jhren Fürst. Gn. viel gewisen worden. Es ist auch in unser aller Beysein, ein kleines Kupfferins Stucklein Gelts funden, unnd jhren Fürst. Gn. Verehrt worden, ob aber kein Betrug mit diser Müntz underlauffe, mag ich nicht wissen. Etliche under uns haben dafür gehalten, das solche Müntzen mit fleiß dahin geworffen, unnd hernacher theur verkaufft werden.



Trient alte bischöfliche Residenz (Handzeichnung Schickhardts nach Dr. W. Heyd)

Ist ein zimlich grosse wollerbauwte Statt, an dem Schiffreichen Fluß der Etsch, zwischen sehr hohem Gebürge gelegen, zum theil dem Löblichen Hauß Osterreich, und zum theil dem Bischoff von Trient gehörig, ist die erste Statt von Teutschlandt auß, da man sich der Italianischen Sprache gebrauchet, hat ein schön gelegenheit mit dem Wasser. Dann man auff der Etsch biß gehn Verona, von dannen gar mit Schiffen auff das Adriatisch Meer kommen mag, in diser Stat hat es ein Bischofflich Schloß, darinnen seindt viel Fürstliche Zimmer unnd Wollgezierte Gemach.

Heinrich Schickhardt, herzoglich-württembergischer Hofbaumeister, geboren am 5. II. 1558, gestorben am 31. XII. 1634, machte 1598 und November 1599 bis Mai 1600 zwei Italienreisen. Wir zitieren aus seiner Beschreibung der 2. Reise.

Aus unserem

Italienprogramm 1963

Ostersonderzug 7. 4. — 20. 4. 63

mit Sitzwagensonderzug I. oder II. Klasse (Tagesfahrt)

- 63/4 - E **Land der Etrusker — Toscana und Latium**
Reiseleitung: Dr. Vera Friederike Hell
Bahn: Stuttgart - Gotthard - Mailand - Viareggio. Bus: Pisa - Volterra - Piombino - Populonia - Orbetello - Vulci - Tarquinia - Cerveteri - Rom (3 Tage) - Sutri - Viterbo - Orvieto - Perugia - Florenz - (Florenz 2 Tage). Bahn: Mailand - Gotthard - Stuttgart. Halbpension **DM 538.—**
- 63/4 - F **Florenz, die Toscana, Umbrien und Ravenna**
Reiseleitung: Dipl.-V. Herbert Schönfeld, P. Meissner
Bahn: Stuttgart - Gotthard - Mailand - Viareggio. Busfahrt: Pisa - Lucca - Cecina - Volterra - San Gimignano - Siena - Radicofani - Bolsena - Orvieto - Todi - Spoleto - Assisi - Perugia - Gubbio - Urbino - Gradara - San Marino - Ravenna - Forlì - Florenz - (3 Übernachtungen) Bahn: Mailand - Stuttgart. Halbpension **DM 520.—**
- 63/4 - G **Ostern in Rom — Pisa und Florenz**
Reiseleitung: Dr. Georg Guntram u. a.
Bahn: Stuttgart - Mailand - Viareggio. - Bus: Pisa - Lucca - Pistoja - Prato - Florenz (4 Übernachtungen). - Bahn: Rom (8 Übernachtungen). - Bahn: Florenz - Mailand - Stuttgart. Halbpension **DM 552.—**

Als Gesellschaftsfahrt:

- 63/4 - J **Ostern in Rom 11. 4. — 18. 4. 63**
Reiseleitung: Christoph Bald
Unterbringung: 2-Bett-Zimmer in religiösen Heimen mit fließend Wasser oder Privatpensionen. Bahn: München - Brenner - Rom. 2 Stadtrundfahrten mit deutschspr. Führung eingeschlossen (zusätzl. Ausflüge in die Umgebung möglich). Rückreise wie Anreise. Vollpension **DM 285.—**

(Viele weitere Italienrundfahrten, Aufenthaltsreisen mit Ausflügen und Herbstfahrten nach Rom enthält unser kostenloses Gesamtjahresprogramm der Karawane-Studienreisen.)

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass — herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich. Die vorliegende Nummer 2, 1962/63 kostet für Einzelbezieher DM 2.20, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 6.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar.

Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweis :

Seite 9: Brunner & Co., Como; Seite 17, 19 und 21: Dario Vallesi, Tarquinia; Seite 27, 29 und 31: Archiv Dr. Hell; Seite 34 bis 48: Vorabdruck aus dem Karawane-Taschenbuch „Rom“, s. dort; Seite 49 und 50: Aus der 2. Ausgabe (1603) des Schickhardtschen Reiseberichtes; Seite 51: Aus Giambattista Piranesi, Veduta di Roma, 1748 (nach J. W. Goethe, Italienische Reise, im Hirmer-Verlag, München); Seite 52, 54 und 55: Aus Dr. B. Pfeiffer, Handschriften und Handzeichnungen d. k. w. Baumeisters Heinrich Schickhardt, Verlag W. Kohlhammer.

Vorankündigung :

Der Inhalt unseres nächsten Heftes (3. Jahrgang 1962/63, Heft 3) ist dem westlichen Ostseeraum gewidmet.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen 1963

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, kostenlos anzufordern.

FRÜHJAHR 1963

sind unsere angenehmste Art zu reisen, da die Schiffe eigens für unsere Fahrten gechartert sind. Die Reiseleiter gehören den verschiedensten Fakultäten an, so daß die wesentlichen Interessengebiete vertreten sind. Die Preise schließen Bahnfahrt ab und bis München, **alle Landausflüge**, die **Transfers**, das **Karawane-Logbuch** und **volle Verpflegung** ein.

63/2 - A

Tempel, Kirchen und Moscheen

(7. 4. — 21. 4. 63, MS „Philippos“)

München — Venedig — Korfu — Athen — Volos — Meteoraklöster — Thessaloniki — Athos — Istanbul — Pergamon — Gythion — Mistra — Preveza/Arta — Venedig — München.

ab München ab **DM 940.-**

63/2 - B

und seine Inselwelt

(20. 4. — 4. 5. 63, MS „Philippos“)

München — Venedig — Preveza — Olympia — Korinth — Mykene — Tiryns — Epidauros — Kreta/Knossos/Phaistos — Rhodos — Samos — Delos — Mykonos — Athen — Aegina — Delphi — München.

ab München ab **DM 940.-**

63/2 - C

Reise zu den Grenzen des Abendlandes

(7. 4. — 21. 4. 63, MS „Jugoslavija“)

München — Venedig — Pylos — Kreta/Knossos/Mallia — Limassol/Kolossi/Curium/Paphos — Kyrenia/Bella Pais — Antalya/Aspendos/Perge/Site — Kusadasi/Priene/Milet/Didyma — Samos — Athen — Venedig — München.

ab München ab **DM 1150.-**

63/4 - D

(7. 4. — 21. 4. 63, MS „Hermes“)

München — Venedig — Korfu — Piraeus/Athen — Rhodos — Antalya/Aspendos/Perge — Beirut — (Flug Jerusalem) — Haifa — Patmos — Delphi — Venedig — München.

ab München ab **DM 1035.-**

63/2 - E

(29. 9. — 12. 10. 63, MS „Philippos“)

Athen und Istanbul

ab München ab **DM 940.-**

Anmeldungen, Vormerkungen oder Anfragen nur durch das

Büro für Länder- u. Völkerkunde Ludwigsburg